

# ALLENSTEINER HEIMATBRIEF



Sommer 2019



Ruhestätte  
der Familie Grützner  
Konditoreibesitzer  
Paul Grützner  
\* 17. 4. 1883 † 10. 2. 1927.  
Gertrud Grützner  
geb. Thienel  
\* 5. 10. 1868 † 5. 12. 1924.

# ALLENSTEINER HEIMATBRIEF

1948

Nr. 267

2019

## Inhalt

Vorwort	3
Geschichte der Stadt Allenstein – Politische Übersicht von 1348 bis 1772	4
Eine Brandstiftungssache im Jahre 1766	9
Altenstein im Jahre 1772	10
Die jüdische Gemeinde in Allenstein	13
Wie die Allensteiner ihre Glocken gossen	19
Als der Hochaltar der Jacobikirche brannte	22
Mein Freund, de Brill	24
Fahrten ins Blaue	26
Große Zeiten	27
Der arme Sauerampfer	28
Ostpreußischer Bärenfang	32
Die Schlittenfahrt im Juli	33
Das „neue“ Ostpreußische Landesmuseum	36
Das außergewöhnliche Schicksal eines Altars	50
Stiftung Allenstein gegründet	51
Warum die Gründung einer Stiftung?	52
Satzung der Stiftung Allenstein	53
Unsere Flucht aus Allenstein	57
Vertreibung und ihre Folgen für das spätere Leben	65
<b>Berichte aus Allenstein</b>	<b>67</b>

<b>Aus unserer Allensteiner Familie</b>	<b>75</b>
Wir gratulieren	75
Wir gedenken	77
<b>Verschiedenes</b>	<b>78</b>
Programm 64. Jahrestreffen	78
Ostpreußisches Landesmuseum in Lüneburg	79
Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen	80
Hinweise der Redaktion	81
Vordruck für Anzeigen	82
<b>Bücherecke</b>	<b>84</b>
Allenstein heute – zwischen Tag und Traum	84
Allenstein - wie es einmal war	85
Angebote unserer Stadtgemeinschaft	87
Impressum	88

Titelbild:                   Blick auf das neue Rathaus  
 Vordere Innenseite:       Grabstein auf dem alten katholischen Friedhof  
 Hintere Innenseite:       Treffen der Ostpreußen, Schlesier und Pommern 2019  
 Rückseite:                   Unser Schloss vom Schlosspark aus  
                                      Fotos:       Werner Samjeske

Liebe Allensteinerinnen und Allensteiner,  
liebe Freunde unserer Heimatstadt,

seit zwei Jahren haben wir intensiv daran gearbeitet, die Voraussetzungen für den Zusammenschluss der beiden Allensteiner Gemeinschaften zu schaffen. Bedauerlicherweise muss ich Ihnen mitteilen, dass ein erfolgreicher Abschluss dieses Prozesses nun ernsthaft in Frage gestellt ist.

Grund dafür sind die Wahlen zur neuen gemeinsamen Kreisversammlung. Die Satzung der Kreisgemeinschaft sieht vor, dass die Kreisversammlung aus „mindestens“ 10 Mitgliedern besteht. Das bedeutet nach allgemeinem Sprachverständnis, dass es auch 10+x oder z. B. 15 Mitglieder sein können, wie es auch vereinbart war. Sowohl der Wahlauftrag als auch der Wahlschein nennen die Zahl von 15 Mitgliedern als Höchstgrenze.

Das „mindestens“ wird von einigen Angehörigen der Kreisgemeinschaft jetzt in „höchstens“ umgedeutet. Das vorliegende Wahlergebnis hätte zur Folge, dass die Stadtgemeinschaft vielleicht einen, die AGDM aber keinen Sitz in der neuen Kreisversammlung hätte. Besonders letzteres ist nicht zu akzeptieren, da die stimmberechtigte Vertretung der AGDM in der Stadtversammlung für uns immer ein Anliegen und besonderer Ausdruck der freundschaftlichen Verbundenheit mit unseren Landsleuten in Allenstein war.

Es werden also bis auf Weiteres zwei Allensteiner Gemeinschaften existieren: die Stadtgemeinschaft und die Kreisgemeinschaft. Wahrscheinlich ist dies der bessere Weg, da eine Zusammenarbeit in ausgewählten Bereichen in jedem Fall einem konfliktbeladenen Zusammenschluss vorzuziehen ist.

Durch die Gründung der „Stiftung Allenstein“ hat die Stadtgemeinschaft Vorsorge getroffen, dass unsere Satzungsziele auch ohne einen Zusammenschluss langfristig erfüllt werden können.

Ihnen und Ihren Familien wünsche ich viel Freude an diesem Heimatbrief, eine schöne und erholsame Sommerzeit und freue mich auf ein Wiedersehen bei unserem 64. Jahrestreffen am 14. September 2019 in Gelsenkirchen.

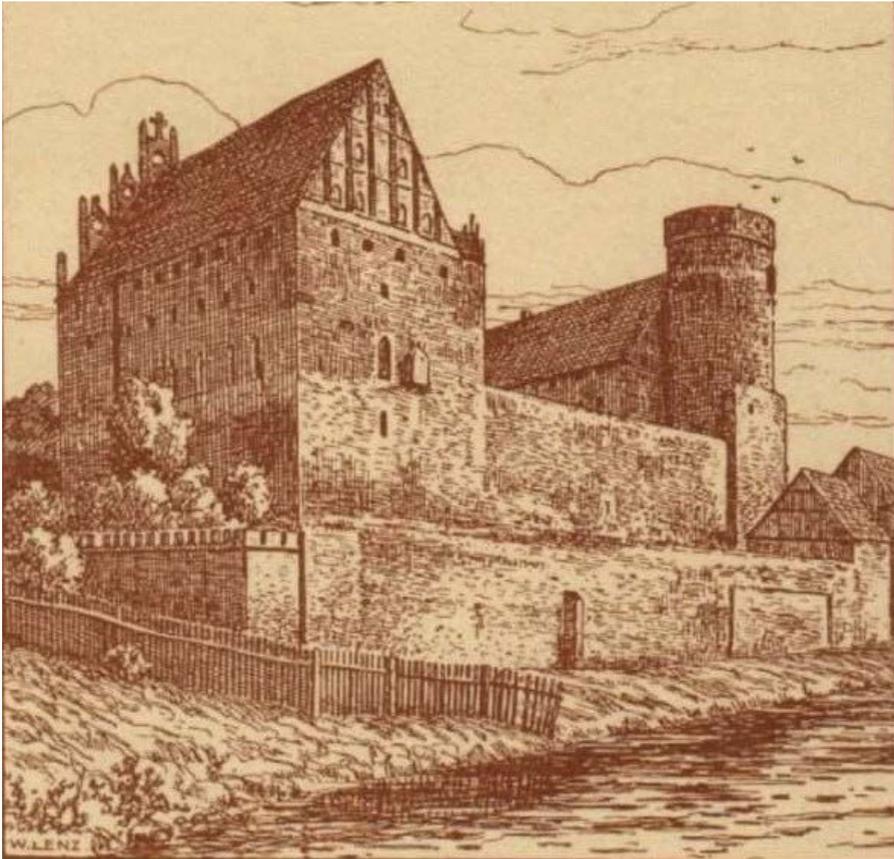
Ihr



Gottfried Hufenbach

# Geschichte der Stadt Allenstein – Politische Übersicht von 1348 bis 1772

Von Hugo Bonk



Die Gründung Allensteins fiel zwar in die Blütezeit des Deutschen Ordens – von dessen Wohl und Wehe ja auch dasjenige des Ermlands abhing – aber wir haben schon oben gesehen, dass in der Umgegend von Allenstein damals von dieser Blüte nichts zu merken war. Es war gegründet „im Rachen der Ungläubigen“, nämlich der Litauer, wie es in der Verfügung

des Domkapitels von 1394 hieß. Noch im Jahre 1354 machten die Litauer einen Einfall in das Ermland und zerstörten Wartenburg. Gegen diese fortwährenden Einfälle der Litauer, die sich an den großen Preußenkrieg anschlossen, suchte sich der Orden vor allem durch die Anlegung der Wildnis zu schützen. Das war aber nicht ein bloßer Wald,

sondern eine lebendige Verteidigungsmauer: es waren dichte Hecken angelegt, sogenannte Hagen, Baumgruppen, besonders von Buchen, die in jedem Jahre abgekappt wurden und durch Verflechtung der Äste schließlich ein undurchdringliches Wehr bildeten. Die Widerstandsfähigkeit dieser lebendigen Mauer wurde noch erhöht durch Gräben und durch Wälle. Außerdem kam die Natur selbst dem Orden zu Hilfe; denn gerade diese Gegend ist besonders reich an Gewässern: Flüsse, Sümpfe und Seen bildeten an vielen Stellen ein undurchdringliches Hindernis.

Die wenigen Stellen aber, wo ein Durchbruch der Feinde durch die Wildnis denkbar war, so wie auch die notwendigen Heerstraßen durch dieselbe waren durch Burgen geschützt. Das sind die sog. Wildburgen. Im Jahre 1384 werden 9 Wildhäuser genannt, die von Konrad von Wallenrod mit Armbrüsten und Pfeilen versehen werden. Dass Allenstein, als Burg des Domkapitels, nicht darunter war, ist selbstverständlich. Aber aus der Verfügung von 1394 ersehen wir, dass Allenstein Proviandstation gegen Einfälle der Litauer war. Daraus geht klar hervor, dass Allenstein als Wildburg des Domkapitels gegen die Litauer angelegt worden ist.

Aber die Litauer blieben nicht die einzigen Feinde des Ordens. Denn bald nach dem Tode des großen Winrich vollzog sich in der Nachbarschaft jene verhängnisvolle Wandlung, welche zum Untergang des Ordens führen sollte: die Vereinigung der beiden Erbfeinde des Ordens, der Litauer und Polen unter ein Szepter (1386). Diese neue Großmacht hatte kein eifrigeres Bestreben als die Ostsee zu erreichen.

Dabei war ihr der Orden im Wege, und das war der Grund zu dem Vernichtungskampf, der 1466 mit dem Untergang des Ordens endete.

So sollte hier wieder, wie so oft in der Geschichte, durch die feindliche Kreuzung zweier Entwicklungen eine Katastrophe herbeigeführt werden. An der Ostsee hatte sich ein Staat gebildet, der von kleinen und schwachen Anfängen aus sich immer weiter ausgedehnt hatte. Der Ordensstaat hatte aber in Deutschland die starken Wurzeln seiner Kraft; deshalb war für ihn die Verbindung mit seiner Muttererde wesentlich. Aber gerade bei diesem Bestreben, das ihn zur Eroberung von Pommern treiben musste, kam es zu Reibungen mit Polen, und als der Orden gar die Neumark durch Kauf erwarb, schien der Krieg unvermeidlich; denn auch nach der anderen Seite hin hatte der Orden ein Interesse, seine Macht auszudehnen. Hier wurde er von seiner livländischen Besitzung durch Samaiten abgeschnitten. Durch den Erwerb dieses Landes aber musste der Konflikt auf das Äußerste verschärft werden. Der Orden, welcher damals von der Oder bis fast zum Finnischen Meerbusen herrschte, hatte sich in 1½ Jahrhunderten aus dem Nichts zu einer europäischen Großmacht emporgearbeitet.

Dem gegenüber hatte sich rund um das Ordensgebiet im Stillen eine zweite Großmacht herausgebildet, die den Orden gewissermaßen mit eisernen Klammern umfasste. Auch Polen war jetzt eine Großmacht, und Litauen, der Erbfeind des Ordens, wurde es durch Polen. So hatten sich also hier zwei Großmächte nebeneinander gebildet, deren Interessen sich nicht nur im Norden und im Westen kreuzten,

sondern vor allem im Besitz der Küste, der für beide eine Lebensfrage war. Und so musste jetzt ein Vernichtungskampf ums Meer anheben.

Der Schauplatz dieses Rassenkampfes zwischen Slaven und Germanen um das Meer, ja um das Dasein, sollte Preußen werden, natürlich zuerst das südliche, und damit auch das Ermland. Am 15. Juli 1410 wurde bei Tannenberg die Entscheidungsschlacht geschlagen, an der auch das Ermland mit 1000 Mann beteiligt war. Je größer die Zuversicht des Ordens gewesen war, um so furchtbarer war die Wirkung der Niederlage. Die Macht des Ordens schien vernichtet. Unter den Burgen, die sich wehrlos ergaben, war eine der ersten Allenstein: schon am 18. Juli 1410. Von den ermländischen Truppen ist nichts zu hören, der Bischof Heinrich IV. leistete ebenfalls sehr bald den Huldigungseid. Aber diesmal entging der Orden noch seinem Verderben; Heinrich von Plauen hielt die Marienburg, bis ihre Rettung kam.

Doch was Feindes Macht nicht vermocht hatte, das brachte eine unglückselige Verblendung zu Stande. Die Unzufriedenheit mit dem Ordens-Regiment, hervorgerufen durch die allgemeine Not, in die das Land durch die Kriege gekommen war, durch aufgelegte Zölle und besonders durch nicht mehr aufgehörende Zwistigkeiten im Orden selbst, der sich als solcher längst überlebt hatte, gaben den Städten den unseligen Entschluss ein, sich von der verhassten Herrschaft zu befreien. So kam es zu einer Verschwörung, dem preußischen Bund, dem auch das Bistum Ermland von vornherein beitrug, während der Bischof Franz es mit dem Orden hielt

und demselben auch bis zu seinem Tode 1457 treu blieb.

Am 4. Februar 1454 sagte der Bund und mit ihm das Bistum Ermland dem Hochmeister den Gehorsam auf und begann den Krieg; zehn Tage später folgte auch das Domkapitel nach, und elf Tage später sagten die Lande und Städte des Ermlands dem Bischof den Gehorsam auf. In dem nun beginnenden Kriege war Allenstein bestimmt, eine hervorragende Rolle zu spielen.

Nachdem in der Schlacht bei Konitz am 18. September 1454 Polen und Bündler geschlagen und die Marienburg befreit war, kam es dem Orden vor allem darauf an, die Burg Allenstein, „den strategisch festesten Punkt des Ermlands“, einzunehmen. Nachdem die Domherren der Stadt bei ihrer Ungnade Unterhandlungen mit den Vertretern des Ordens, dem Komtur von Osterode und dem Ordenshauptmann Georg von Schlieben untersagt hatten, begann der Orden die Eroberung des Ermlands und zwang dadurch das Kapitel zu Unterhandlungen. Es versprach gegen Sicherung von Leib und Leben dem Orden das Haus zu öffnen, und so kam ein Vertrag zustande; die Söldnerhauptleute Schlieben, Muschick und Loben zogen in die Stadt, während dem Komtur von Graudenz mit etwa 30 Mann Einlass in das Schloss gewährt wurde.

Aber schon wenige Tage nach dem Einzug begannen Zwistigkeiten zwischen den Domherren und den Söldnerführern, und auch die Bürger der Stadt zeigten sich den Hauptleuten feindlich, was letzteren umso schädlicher war, als die Domherren sie nicht in das Schloss hineinließen. Deshalb

wandte sich Georg von Schlieben persönlich an den Hochmeister, der dem Komtur von Osterode aufgab, da er trotz der ausdrücklichen Übergabe von Stadt und Schloss viel „Sche- lung und Gebrechen habe“, eine Ei- nigung herbeizuführen. Aber die Dom- herren beriefen sich auf das ihnen zugesicherte Recht der Wahl des Hauptmanns und baten um Schlie- bens Entfernung, widrigenfalls sie zur Selbsthilfe schreiten würden. Nun sah sich der Hochmeister genötigt, einen ernsteren Ton anzuschlagen. Denn den Georg von Schlieben, der neben Bernhard von Zinnenbeg der mäch- tigste Söldnerführer war, musste sich der Hochmeister warmhalten, wenn er nicht alles verlieren wollte. So gab er dem Komtur von Graudenz den Auf- trag, den Schlieben in den Besitz des Schlosses zu setzen. Nachdem letz- terer noch einen vergeblichen Ver- such gemacht hatte, auf gütlichem Wege Einlass zu erhalten, nahm er am 29. Dezember 1455 das Schloss durch List ein und setzte die Domher- ren gefangen und beraubte sie – alles auf eigene Faust ohne Wissen des Hochmeisters. Der Orden hat sich keine Untreue zuschulden kommen lassen, und die Verantwortung für die Gewalttätigkeiten Schliebens kann dem Hochmeister umso weniger auf- gebürdet werden, als derselbe sie nicht nur missbilligte, sondern um ih- retwillen sogar einen offenen Zwist mit Schlieben wagte. Da er aber seinen Verpflichtungen gegen den mächtigen Söldnerführer nicht nachkommen konnte, so nahm letzterer in Allenstein nunmehr eine selbstständige Stellung ein – mit allen Parteien verfeindet. Das Domkapitel hatte ihm den Bann aus- gewirkt. Als der Hochmeister ihm die

Bannbulle zusandte, erhielt er die Ant- wort: „Sende E. G. hyr inne sulche la- tinsche zcettel widder, denn ich keyne Doctores adder sulche große gelarten bey mir habe, die mir sulche zcettel zcu rechte gedutschen (verdeutschen) können.“

Inzwischen fand schnell zweimal hin- tereinander ein Bischofwechsel statt. Auf den ordenstreuen Franz folgte Aneas Sylvius Piccolomini 1457, der schon 1458 Papst wurde und Paul von Legendorf zum Nachfolger hatte, der auf einen Vergleich des Domkapi- tels mit Georg von Schlieben hinwirkte, welcher schließlich 1461 das Schloss dem Kapitel wieder einräumte. Aber 1463 wurde dasselbe von den Polen erstürmt und konnte vom Hochmeis- ter nicht geschützt werden, da die Söldnerführer sich weigerten, vor der Auszahlung des rückständigen Sol- des etwas zu unternehmen. Im Jahre darauf besetzte der Söldnerführer Schalski die Burg, und noch in dem- selben Jahre schloss Ermland einen Separatfrieden mit Polen ab. Der Bi- schof schloss sich dann ganz an Po- len an und erklärte sogar dem Hoch- meister den Krieg. Der völlig erschöpfte Orden war nicht mehr im- stande, denselben fortzusetzen. Im zweiten Thorner Frieden 1466 musste er Westpreußen abtreten und Ost- preußen als Lehen von Polen nehmen. Das Ermland behielt seine Selbststän- digkeit in Verfassung und Verwaltung, doch musste der Bischof dem Polen- könig den Lehnseid leisten.

So kam Allenstein 1466 mit dem Erm- land unter polnische Lehnshoheit. Das bedeutete für Allenstein eine fast gänzliche Polonisierung; daher die polnische Būdner-Willkür und die pol- nischen Eidesformeln. Der mittlere

und nördliche Teil des Bistums hat sich das Deutschtum bewahrt.

Die weiteren politischen Ereignisse in dieser Periode bieten ein wenig erfreuliches Bild. Ein halbes Jahrhundert nach der Katastrophe wurde das Erm-land der Schauplatz eines Krieges zwischen dem Hochmeister Albrecht von Brandenburg und dem Polenkönig Sigismund um die Souveränität. In diesem sog. Reiterkriege (1519-21 bzw. 25) wurde Allenstein 1520 von den Polen eingenommen, dann vom Orden belagert, aber von Kopernikus als Kapitel-Administrator gehalten. Infolgedessen blieb es auch während des Waffenstillstandes 1521-25 beim Kapitel, während alle anderen ermländischen Städte außer Frauenburg teils vom Orden, teils von den Polen besetzt gehalten und vom Orden erst im Frieden 1525 zurückgegeben wurden.

Nun folgte ein hundertjähriger Friede für das Ermland. Bischof und Domkapitel haben diese Zeit genutzt, um die dem Lande geschlagenen Wunden zu heilen. Bald blühten denn auch Handel und Gewerbe, und überall bildete sich ein behaglicher Wohlstand heraus – leider um nur zu bald wieder vernichtet zu werden.

Denn wieder sollte das Ermland der Schauplatz eines fremden Krieges werden, des schwedisch-polnischen Krieges von 1626-29. Schweden war unter Gustav Adolf plötzlich eine Großmacht geworden. Derselbe landete nach der Besiegung der Dänen und Russen am 6. Juli 1626 in Pillau, nahm Braunsberg und Frauenburg und besetzte Mehlsack, Wormditt und Guttstadt. Dagegen konnte er Allenstein nicht nehmen. Dafür hielten sich aber die Schweden durch Plünderungen und Verwüstungen schadlos, und

Alenstein musste drei Jahre hindurch die Kosten des fremden Krieges mittragen. Der darauffolgende Friede aber war nur von kurzer Dauer: 1654 brach der schwedisch-polnische Erbfolgekrieg von neuem aus – wieder auf Kosten des Ermlandes. Der große Kurfürst wollte diese Gelegenheit benutzen, um die von ihm erstrebte Souveränität über Preußen womöglich auch des Ermlands zu erlangen. Er unterhandelte denn auch sofort mit Schweden und erhielt von denselben das Ermland als weltliches kurbrandenburgisches Fürstentum, doch musste er schon im Vertrag von Wehlau im nächsten Jahr (1657) wieder darauf verzichten. Aber Ostpreußen erhielt er als souveränes Herzogtum.

Auch im nordischen Krieg (1700-1721) wurde das Ermland in den Jahren 1701, 1702-4 wieder von fremden Truppen heimgesucht und durch Contributionen ganz ausgesogen. Dann aber folgte die Pest 1709-11. Zu alledem kam noch ein großes nationales Unglück: Die Bischofswahl war von den Polen ganz occupiert. Schon Lucas David schrieb 1550: „Ich fürcht, man wirdt euch wider privilegia einen wollen einseczen.“ Und so geschah es. Der Bischof wurde trotz der dem Kapitel zugesicherten freien Wahl schon seit 1512 nur noch aus vier vom Polenkönig vorgeschlagenen Kandidaten erwählt.

Das polnische Reich verfiel schneller als es sich gebildet hatte. Die Teilungen Polens bedeuteten für die tief gesunkene Nation eine Erlösung, aber auch das Ermland hat die Zugehörigkeit zu seinem deutschen Namen mit dem Verlust der Selbstständigkeit nicht zu teuer bezahlt.

# Eine Brandstiftungssache im Jahre 1766

Am 19. April 1766 entdeckte der Lehrling des Bürgers und Böttchers Michael Tomaszewski zu Allenstein unter der Treppe am Hause seines Meisters ein gerolltes „Kodderchen“, welches im Innern brannte und brachte dasselbe der Frau Meister. Der Bürger und Schuhmacher Johann Otinski meldete diesen Vorfall dem bürgermeisterlichen Amte und wurde darauf als „Kläger“ vernommen. Dieses Amt stellte nun in den beiden Terminen am 30. April und 2. Mai 1766 fest, „nach langwierigem Examine und disceptation“, dass des sel. Grzyb 11jähriger Sohn Antonius der Brandstifter sei. Derselbe gestand auch Folgendes: Er habe während seiner Dienstzeit in Köslienen gesehen, dass andere Hüttekinder im Herbst Feuer in umwickelten „Kodderchen“ mitnahmen und sich sowohl im Walde wie im Felde Feuer anmachten, um sich an demselben zu erwärmen. Er habe nun gleichfalls ein „Kodderchen“ aufgehoben, dasselbe im Hause seiner Schwester angezündet und umwickelt unterm Rock zur Mittagszeit an die Treppe des Tomaszewski getragen und da niemand vor dem Hause gewesen sei, unter die Treppe gelegt und sei sogleich nach Hause gegangen. Hierauf erging nun am 2. Mai 1766 folgende höchst interessante Sententia: „Wenn der inculpirte Jung Antonius frey und selbst willig bekannt und bey seiner Geständnus beharret, daß er verwichenen Sonnabend acht Tag ein Koderchen vom Mist Hauffen aufgehoben, selbes im Hause seiner Schwester zur Mittags-Stunde angezündet und umgewickelt unter des Tomaszewski Treppe getragen, zu

keinem andern Ende, als daß es brennen möchte und er dabey dergleichen Plaisir, wie in Köslinen zu geschehen pfliegte, haben möchte. Also hat ihn das Resp. Bürger-Meisterl.-Amt, um dergleichen Gefahr fernerhin vorzubeugen, andren zum Abschrecken dergleichen Verbrechen dahin decretiret, daß, ob zwar Er wegen solchen begangenen Verbrechen mit sehr harter Straffe belegt zu werden verdienet, dennoch in betracht seiner Minderjährigkeit und unvollkommenen Verstands nur mit 6wöchiger Zucht Haußes Straffe belegt werden soll. Dabey soll er mit 15 Ruthen Streichen bewillkommet und eben mit 15 Abschieds Schlägen begleitet werden. Item weil Er sonnabends die Mißthat begangen, so soll er auch alle Sonnabende jedes Mal mit 10 Ruthen Streichen gezüchtigt werden. V. R. W. Martinus Rogalli, Notarius loci juratus maun propria.“

Noch an demselben Tage approbierte der Administrator von Allenstein diese Sentenz, befahl dem Vorsteher des Zuchthaus („praefecto ergastuli“) den Verurtheilten aufzunehmen und reservierte sich das Recht die Prügelstrafe zu ermäßigen. Diese Erklärung ist in lateinischer Sprache abgefasst.

Obige Sentenz ist uns erhalten in einem leider unvollständigen Protokollbuch des bürgermeisterlichen Amts zu Allenstein (1739-1768), das der Unterzeichnete in diesen Tagen beim Kgl. Amtsgericht zu Allenstein ermittelt hat.

*Georg Conrad,  
Allensteiner Zeitung Nr. 213, 1892*

# Allenstein im Jahre 1772

## Von Hugo Bonk

Ein halbes Jahrtausend hatte Allenstein und seine Umgebung unter ermländischer Herrschaft gestanden; so lange hatte der ermländische Doppelstaat seine Selbstständigkeit behauptet. Die furchtbare Katastrophe des Ordens 1466 hatte Ermland überstanden; es hatte sich von dem Schlege erholt, und die Willkür von 1568, die wir schon kennengelernt haben, setzt durchaus geordnete Zustände, ja sogar eine gewisse Behaglichkeit voraus. Da kam die zweite Katastrophe, die des polnischen Reichs. Wenn das Ermland diese Katastrophe nicht überstanden hat, so lag das nicht an dem Staat, sondern an den politischen Konstellationen, denen gegenüber auch ein wohlgeordneter Staat häufig machtlos ist. Außerdem wog das Aufgehen in dem Staat Friedrichs des Großen vollauf den Verlust der politischen Selbstständigkeit auf.

So bedeutete der Untergang der Souveränität für das Ermland keine Katastrophe: es war ein politischer Akt, der sich in aller Ruhe vollzog und den zu bedauern das Ermland keine Veranlassung gehabt hat. Die Zeit der geistlichen Herrschaften war vorüber, seit der Reformation war eine nach der andern zusammengestürzt; jetzt kam auch das Ermland an die Reihe. Ihm hatte als deutschem Doppelstaat die unnatürliche Verbindung mit dem polnischen Reich, das an innerer Fäulnis zugrunde zu gehen im Begriff war, als es eine Beute der Nachbarn wurde, wenig geschadet: es hatte sich trotz der polnischen Bischöfe sein Deutschtum bewahrt – bis auf die

südlichen Gegenden, während Westpreußen fast polonisiert war.

Über die Zustände im Ermland bei seinem Übergang unter die preußische Herrschaft sind wir bis ins Kleinste unterrichtet. Denn als die preußische Verwaltung in das Bistum hineingetragen werden sollte, wurde, um einen Übergang zu ermöglichen, erst gewissermaßen Bestand aufgenommen von der bisherigen Ordnung im Ermland. So bereiste denn eine preußische „Klassifikations-Kommission“ im Herbst 1772 das Land, und der Befund derselben ist in den ermländischen Akten des Geheimen Staats-Archivs zu Berlin niedergelegt. Aus diesen Akten sind auszugsweise, aber meist im Wortlaut der Originale, die folgenden Nachrichten entnommen.

Rechtspflege. Der Kriegsrat Jonä begab sich mit dem Chef der Justiz-Kommission Roden (als Justiziar) zuerst nach der bischöflichen Residenz Heilsberg. Hier musste der Landvogt und Landrichter v. Grochowalsky zunächst Auskunft über das Justizwesen im Bistum geben. An der Spitze stand das Landgericht mit v. Grochowalsky als Präsident, der als solcher 1000 Taler bezog, und einem Notar. Beide waren nicht Juristen. Außerdem hatte jedes bischöfliche und jedes Kapitular-Amt ein Burggräfliches Gericht, das aus einem Burggrafen und einem Notar bestand. Schließlich waren in jeder Stadt außer Braunsberg ein Magistrat und ein Schöppengericht. Die Adeligen aber hatten auf ihren Gütern teils die ganze, teils nur die niedere Gerichtsbarkeit. Im Bistum wurde ein

Urteil vom Schöppengericht abgemildert oder verschärft. Todesurteile wurden vom Bischof vollzogen, und es heißt ausdrücklich, dass der gegenwärtige Bischof nie ein Todesurteil vollzogen habe. Die weitere Gerichtsverfassung des Bistums interessiert uns hier wenig, da Allenstein ja Kapitularstadt war.

Der Burggraf des Amtes Allenstein erhielt 1000 Gulden Gehalt, 100 Gulden pro sustentatione vicari, 200 Gulden für 2 Schreiber, 600 Scheffel Korn, 100 Scheffel Gerste, 80 Scheffel Hafer, 8 Scheffel Erbsen. Alle Justiz-Sporteln aus diesem Amt zog das Kapitel selbst, und es ist im Werk gewesen, davon einen besonderen Justizbeamten dort anzusetzen und zu besolden.

In den Dörfern waren die Instanzen: Burggraf, Administrator, Kapitel; auf den Gütern hatten die adeligen Vasallen die ganze Gerichtsbarkeit und konnten selbst Todesurteile ohne Bestätigung des Kapitels vollziehen lassen.

Die Kosten der Kriminal-Justiz wurden durch eine Abgabe, das sog. Rauch- und Büttelgeld bestritten.

Der Administrator war akademisch gebildet, und es wurde darauf gesehen, dass er auch einige „Teinture von der Rechtsgelehrsamkeit“ hatte. Kurz vor der Annexion wurde das Kapitel in drei Kammern geteilt und an Stelle des Administrators die Justiz-Kammer gesetzt.

Was die Strafen anlangt, so bestanden dieselben in Stockschlägen, Turm-Strafe und Robban (Prügel bis er gesteht), bei großen Verbrechen in Zuchthaus, Ausweisung und Todesstrafe. Bei großen Diebstählen kam zu der Landesverweisung noch die Brandmarkung.

Die Todesstrafe wurde vollzogen durch Schwert, Strick, Rad und Verbrennen. Das Zuchthaus für ganz Erm-land war in Allenstein und soll 1732 erbaut sein. Jeder Züchtling erhielt beim Eintritt den sog. Willkomm, der in 15 bis 60 Stockschlägen bestand, die er, auf eine Maschine gebunden, erhielt. Die Kosten für das Zuchthaus wurden lediglich aus der Arbeit der Züchtlinge bestritten. Diese erhielten täglich  $1\frac{3}{4}$  Pfund Brot und dreimal in der Woche Erbsen, an den hohen Festtagen auch  $\frac{1}{4}$  Pfund Rindfleisch. 1772 waren 14 Züchtlinge, von denen 7 durchgebrannt waren. Das war für eine Bevölkerung von 96.000 Seelen nicht viel, zumal die umhertreibenden Bettler ebenfalls ins Zuchthaus kamen und dort so lange saßen, „bis sie eine ihrem Zustande gemäße Lebensart erwählt hatten.“

Außerdem hatte „jede Stadt 2 bis 3 Gefängnisse, eins für die Bürger, die andern für die großen Missetäter. Der Inquisit befindet sich in den Türmen und Löchern in der Erde, die 2 bis 3 Mann hoch und nicht ausgepflastert sind.“

Von den Strafgeldern erhielt in Allenstein das Kapitel zwei Drittel, der Magistrat ein Drittel.

An Stelle dieses Gerichtswesens wurde im Jahre 1773 eine neue Gerichtsverfassung eingeführt. An der Spitze der Rechtspflege stand das Bischöfliche Ermländische Landvogtei-Gericht in Heilsberg, ein geistliches Patrimonia-Gericht, für dessen Kosten der Bischof aufzukommen hatte. Es stand anfangs unter dem Oberhof- und Landgericht zu Marienwerder und wurde durch Reglement von 3. Dezember 1781 zu Königsberg geschlagen.

Verwaltung. Das Domkapitel bestand aus den drei Ämtern Allenstein, Mehlsack und Frauenburg. Unter preußischer Herrschaft wurde das ganze Ermland in die Kreise Braunsberg und Heilsberg eingeteilt mit je einem Landrat an der Spitze. Allenstein gehörte natürlich zum Kreise Heilsberg. An Stelle des Burggrafen traten Amtmänner oder Administratoren.

Die Verfassung der Stadt Allenstein haben wir zum Teil schon aus der Willkür kennengelernt, die doch wohl der Hauptsache nach bis 1772 Gültigkeit gehabt haben wird. Das culmische Recht hatte einen großen Vorzug: es gewährte den Städten Selbstverwaltung und eigene Gerichtsbarkeit. Diese letztere war mit weit weniger Kosten verknüpft als die später eingeführte, aber auch erheblich schlechter.

Alenstein hatte damals zwei Bürgermeister. Der erste hieß Caspar Hempel und bezog 20 Gulden bar und an Sporteln einen Bürgermeister- und einen Rats-Platz zu je 15 Scheffel Roggen-Aussaat, eine Wiese zu einem Fuder Heu, einen Gekoch-Garten und 2 Viertel Holz; doch waren diese Sporteln ungewiss. Er hatte die Jurisdiction in Civil-Sachen. Der zweite Joh. Chmielewski hatte ebenso viel Gehalt und an Sporteln 8 bis 12 fl., also im Ganzen etwa 20 Gulden. Beide waren vereidigt, aber nicht akademisch gebildet.

Gewählt werden sollten die Bürgermeister aus den Magistrats-Mitgliedern, und die Ratmannen aus dem Schöppenstein, „es haben sich aber angeblich die Canonici Administratoren hiernach nicht geachtet, sondern solche pro arbitrio eingesetzt.“ Ein jeder Ratmann hat einen Platz zu sechs

Scheffel Roggen Aussaat, eine Wiese zu einem Fuder Heu und 2 Viertel Holz, Sporteln 9 bis 12 Gulden. Der Richter hat außer seinen Gerichts-Sporteln eine Wiese von 3 bis 4 Fuder Heu.

Das Schöppengericht bestand aus einem Richter, einem Schöppenmeister und 6 bis 8 Schöppen. Diese letzteren wurden vom Magistrat aus drei von der Gemeinde vorgeschlagenen Kandidaten gewählt. Sie bezogen 3 bis 5 Gulden jährlich an Sporteln und hatten außerdem noch eine Wiese von etwa 2 Fuder Heu. Weitere Instanzen waren Magistrat, Administrator, Kapitel.

Das ganze Ermland hatte damals „12 Städte, 10 Ämter, 520 Dörfer, darunter 112 adelige und 79 Kirchdörfer, ein Domkapitel zu Frauenburg mit 16 Domherren, 1 Kollegiatkapitel zu Guttstadt von 5 Geistlichen, 2 Mönch-Klöster-Bettelorden, 2 Stammklöster, dergleichen 2 Jesuiten-Klöster, 96.000 Seelen, 17.000 Hufen Land ohne Wälder und Seen Cöllmische Maaß; 2 Juden, so 2 Brüder und unverheiratet sind, so im ganzen Lande handeln und dafür bisher 100 Taler jährlich bezahlt haben; 78 Mühlen auf dem Lande, 155 Seen, 165 Wälder oder Heide, kleine und große.“

Alenstein hatte im Jahre 1772 im Ganzen 1.770 Einwohner, darunter 157 Bürger. Nach mir vorliegenden Urkunden hatte Alenstein 1811: 1.736 Einwohner, 1816: 2.078 Ew., 1818: 2.109 Ew., 1819: 2.183 Ew. Häuser waren 199, darunter 36 ganze (1818 waren es 270, darunter 30 ganze). Jedes Haus hatte die Berechtigung, Bier zu brauen und Branntwein zu brennen.

Als öffentliche Häuser werden genannt: das Rathaus, die Wiedem

(Pfarrwohnung) mit Kapelle, das Rosenkranzhaus, die Propstei, das Kirchenbedienten-Haus, ein Brauhaus, zwei Wächterhäuschen, eine Scharfrichterei, und in den Vorstädten: ein Krug, ein Stadthof, zwei Malzhäuser, eine Ziegelscheune mit Häuschen, ein Hirtenhaus. – Kirchen: In der Stadt eine Pfarrkirche (die evangelische Gemeinde hielt den ersten evangelischen Gottesdienst in einem Saale der Burg am 26. März 1773 durch den Pfarrer Zucha aus Hohenstein, seit 1793 in der Schlosskapelle ab. Die evangelische Pfarrkirche wurde erst am 15. Oktober 1877 eingeweiht), eine heil. Geistkirche, in der Vorstadt eine Kreuzkirche (hat

nur von 1631 bis 1806 gestanden) – dazu ein Hospital und ein Leprosorium. Unter der Rubrik „besondere Nahrung“ heißt es: „Keine, außer zwei armen Tuchmachern, die selten das Handwerk treiben.“

Vieh: Pferde 340, Fohlen 15, Ochsen 172, Kühe 289, Jungvieh 97, Kleinvieh 408, Ziegen 25.

Sehr auffallend ist es, dass die Stadt trotz der strengen Verordnungen der Willkür im Jahre 1772 nur „eine schlechte Spritze, einen noch schlechteren Schlauch, vier Boßhaken“ besaß und die Privat-Feuerinstrumente insgesamt nur aus ledernen Eimern bestanden.

## Die jüdische Gemeinde in Allenstein

### Von Aloys Sommerfeld

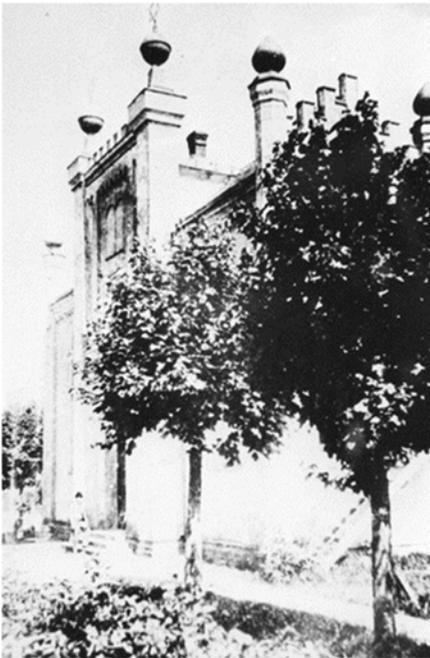
Zur Entstehung der jüdischen Gemeinde heißt es in der von Anton Funk verfassten Stadtgeschichte: „Seit 1780 wohnten einige Juden außerhalb der Stadt. 1813 finden wir bereits jüdische Bürger in der Stadt. Die ersten noch feststellbaren jüdischen Familien waren: Hirsch, Hirschberg, Moises Henschel, Herrnberg, Simonsohn, Raphaelsohn und Mendelsohn. Im Jahre 1814 gründeten die Gebrüder Simonsohn ein Geschäftshaus, das über hundert Jahre in der Familie verblieb. 1818 legte die jüdische Gemeinde den Friedhof an der heutigen Seestraße an.“

In den statistischen Angaben des Magistrats vom 31. August 1819 wird unter den öffentlichen Gebäuden der Stadt ein jüdisches Bethaus aufgeführt. Es befand sich in der Richtstraße, in dem späteren Geschäftshaus Nr. 3.



*Haus Simonsohn in der Richtstraße*

1835 schuf sich die Gemeinde dann in der Krummstraße/Ecke Schanzenstraße ihre erste Synagoge. Als sie den Verhältnissen nicht mehr genügte, kaufte die Synagogengemeinde 1874 nach erfolglosen Verhandlungen mit der Stadt wegen anderer Baupläne von der evangelischen Kirchengemeinde den zur Pfarrei gehörenden Geköchgarten in der Liebstädter Straße für 1500 Mark und erstellte darauf ihre neue Synagoge. Am 4. September 1877 wurde das Gebäude seiner Bestimmung übergeben.



*Die Synagoge in der Liebstädter Straße*



*Nach dem Krieg zum Wohn- und Geschäftshaus umgebaut*

Durch die positiven wirtschaftlichen Verhältnisse der Stadt begünstigt, blühte die jüdische Gemeinde auf. Die Mitgliederzahl der Synagogengemeinde im Verhältnis zur Gesamtzahl der Stadtbevölkerung zeigt die Tabelle.

Die jüdische Gemeinde war wirtschaftlich gut situiert. Sie besaß in der Liebstädter Straße 5, 5a und 6 neben der Synagoge ein Alters- und Siedenheim, ein Gemeindehaus, ein Beamtenhaus und ein Nebengebäude. Nach dem Ersten Weltkrieg baute sich die 1902 gegründete B'nai-B'rith-Loge ein Versammlungshaus am Moltkeplatz. B'nai-B'rith (hebräisch): Söhne des Bundes. Unabhängiger Orden mit ethischer und karitativer Zielsetzung, der sich auf Angehörige des jüdischen Glaubens beschränkt. Gegründet 1843 in New York. Sein Ritual steht mit freimaurerischen Ritualen in keinem Zusammenhang.



*Haus Mendelsohn am Marktplatz*

Jahr	1816	1819	1820	1831	1840	1846	1849
Einwohner	2078	2080	2248	2791	3099	3549	3367
Juden	60	60	56	82	95	129	137
Jahr	1852	1861	1871	1880	1885	1890	1895
Einwohner	3717	4269	5529	7610	11555	19375	21579
Juden	130	139	212	331	321	418	494
Jahr	1905	1910	1925	1933	1939		
Einwohner	27394	33077	38105	43043	50396		
Juden	471	484	612	448	135		

Der jüdische Friedhof wurde bis zuletzt von dem Friedhofsgärtner Gustav Florin in Ordnung gehalten. Danach verfiel er. Ein in Israel lebender Allensteiner Jude teilte dem Verfasser nach dem Besuch seiner Heimatstadt mit, dass der Judenfriedhof bis zur Einebnung der Gräber im Jahre 1956 trotz einiger vandalistischer Spuren den Charakter einer jüdischen Begräbnisstätte bewahrte.

Heute existieren nur noch der alte Baumbestand und die Leichenhalle mit einem großen Davidstern im Fußboden, die der berühmte Architekt Erich Mendelsohn erbaut hat. Allerdings ist die ursprünglich sargähnliche Dachkonstruktion einem gewöhnlichen Walmdach gewichen. Die ehemalige Leichenhalle der jüdischen Gemeinde diente lange der Stadt Olsztyn als Archiv.

Nicht nur durch stetiges Wachstum, sondern auch durch respektable Persönlichkeiten gewann die jüdische Gemeinde zunehmend an Einfluss in der Stadt. Schon im Jahre 1867 wurde der jüdische Kaufmann Seelig Salzman zum Beigeordneten der Stadt gewählt, von der Regierung jedoch nicht bestätigt. Im Laufe der Zeit wurden mehrere jüdische Bürger in die kommunalen Gremien gewählt, und „die Juden erlangten in der Stadtvertretung – Magistrat und Stadtverordnetenversammlung – und in der Feuerwehr einen Einfluss, der ihrer geringen Bevölkerungszahl weit überlegen war.“ Die bekanntesten Juden aus Allenstein waren der SPD-Politiker Hugo Haase (1863-1919), der die USPD-Fraktion im Deutschen Reichstag führte, und der weltberühmte Architekt Erich Mendelsohn (1887-1953).

Auch auf religiösem Gebiet herrschte in der jüdischen Gemeinde reges Leben. Von 1891 bis 1920 betreute der Rabbiner Dr. Markus Olitzki (vorher in Köthen) die Gemeinde, von 1920 bis 1942 der Bezirksrabbiner Dr. Naftali Apt (vorher in Filehne/Westpr.). Seit der Gründung des Verbandes der ostpreußischen Synagogengemeinden im Jahre 1880 in Insterburg befand sich ihr Sitz viele Jahre lang in Allenstein, bis er nach Königsberg/Pr. verlegt wurde. Auch der Verband der ostpreußischen Vereine für jüdische Geschichte und Literatur, der 1908 ebenfalls in Insterburg gegründet wurde, hatte zuletzt seinen Sitz in Allenstein.

Zwischen der Allensteiner Synagogengemeinde und den christlichen Kirchen bestand ein gutes Verhältnis. Die Juden waren in der Stadt als

Wohltäter bekannt, Bittsteller wiesen sie nie ab; der katholischen Jakobikirche stifteten sie beispielsweise die Bodenbeläge. Erika Banaski, geb. Dojan, berichtete dem Verfasser, dass sie in Allenstein nie einen Boykottaufruf gegen jüdische Geschäfte gesehen habe. Sie kannte eine Reihe jüdischer Familien in Allenstein, weil ihr Elternhaus das des jüdischen Fleischers Lippmann war, sie in der Bank von Julius und Arnold Lewin eine Banklehre gemacht hat und ihr späterer Ehemann in Allenstein ein großes Schuhgeschäft mit einer Orthopädiwerkstätte besessen hat. Im Tätigkeitsbericht des NSDAP-Kreisleiters Ratzki, Allenstein-Land, über den Boykottaufruf gegen die jüdischen Geschäfte im März 1933 heißt es: „In Zukunft müssen Aktionen gegen das Judentum geheim gehalten werden. Denn durch die Ankündigung des Boykotts wurde hier in Allenstein gerade das Gegenteil erreicht. Die jüdischen Geschäfte waren an den beiden vorhergehenden Tagen direkt überfüllt.“

Der erste nationalsozialistische Terrorakt traf den jüdischen Kaufmann Manfred Abraham. Auf sein Textilgeschäft in der Richtstraße verübte die SA in der Nacht zum 8. August 1932 einen Handgranatenanschlag, der großen Sachschaden verursachte. Weil zur selben Zeit der nationalsozialistische Terror in mehreren Städten Ostpreußens nach fast gleichem Muster wütete, lag die Vermutung nahe, dass die Befehle zu den Terrorakten von zentraler Stelle ergangen waren. Am 1. August 1932 hatte nämlich in Langendorf eine SA-Führerbesprechung mit Gauleiter Erich

Koch und Gruppenführer Karl Siegmund Litzmann stattgefunden, an der auch der für den Allensteiner Handgranatenanschlag verantwortliche Osteroder Sturmbannführer Friedrich Wilhelm Bethke teilgenommen hatte. Bethke wurde im Braunen Haus in München verhaftet, nachdem man der anderen am Anschlag beteiligten SA-Männer aus den Ortsgruppen Allenstein, Osterode und Gilgenburg habhaft geworden war. Wegen Verbrechens gegen das Sprengstoffgesetz und versuchten Mordes an dem Textilkaufmann Abraham stellte im November 1932 ein Allensteiner Sondergericht 16 Nationalsozialisten unter Anklage. In der Öffentlichkeit fand der Prozess großes Interesse. Neben den nationalsozialistischen Verteidigern Sanden aus Königsberg sowie Schiedat und Kemsat aus Allenstein war auch der Rechtsberater Hitlers und spätere Generalgouverneur von Polen, Hans Frank aus München, aufgebeten worden. Obwohl das Sondergericht unter dem Vorsitz von Landgerichtsdirektor Paul Wessel den SA-Sturmführer Rittmeister a. D. Claus v. Platen, Raschung, als weiteren Teilnehmer an der SA-Führerbesprechung in Langendorf vernahm, konnte ein Zusammenhang mit dem Allensteiner Anschlag nicht aufgedeckt werden. Das Gericht ließ die Anklage wegen versuchten Mordes fallen und verurteilte neun SA-Leute zu Gefängnis- und Zuchthausstrafen bis zu 5 Jahren.

Die nächtliche Schändung des jüdischen Friedhofs in der Nacht zum 2. Februar 1936 kündigte den letzten Akt der nationalsozialistischen Verfolgung der Juden in Allenstein an. Die

folgende Darstellung über die Drangsalierung der Juden ist größtenteils dem sechsseitigen Bericht des jüdischen Arztes Dr. med. Heinrich Wolffheim entnommen, den er im Frühjahr 1947 für Yad Vashem, die jüdische Erfassungsstelle in Jerusalem, verfasst hat. Wolffheim praktizierte seit 1912 in Allenstein. Er war Vertrauensarzt beim Oberversicherungsamt und dem Versorgungsgericht der Stadt. Im Frühjahr 1938 hatte er ein viermonatiges Praxisverbot. 1939 erfolgten erneute Repressionen: Er verlor seine Approbation als Arzt, durfte nur noch als „Krankenbehandler“ tätig sein, bis ihm im Oktober 1939 im Zuge des allgemeinen Praxisverbots jüdischer Ärzte in Deutschland jedwede berufliche Tätigkeit verboten wurde. Wolffheim war Vorsitzender der jüdischen Gemeinde und nach deren Auflösung Leiter der Bezirksstelle Allenstein der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland. In dieser Eigenschaft war er seit 1940 „Beauftragter der Staatspolizei Allenstein“ und musste der Gestapo für alle Belange der jüdischen Gemeinde Rede und Antwort stehen, wobei er wiederholt persönlich beleidigt und körperlich misshandelt wurde.

Nach dem Bericht Dr. Wolffheims fungierte in Allenstein bis 1939 als Chef der Staatspolizei ein Mann von besonders böswilligem Charakter namens Richter, angeblich ein Verwandter des berüchtigten Antisemiten Julius Streicher aus Nürnberg, des Herausgebers des Hetzblattes „Der Stürmer“. Man mutmaßte, dass dieser scharfe Nationalsozialist wegen der oppositionell eingestellten vorwiegend katholischen Bevölke-

rung nach Allenstein geschickt worden war. Richter wurde schließlich nach Wien versetzt.

Im Februar 1938 mussten die Juden wegen des Vorwurfs, sie hätten falsche Nachrichten über Unruhen in der Stadt in die Auslandspresse geleitet, ihre Tätigkeit in freien und akademischen Berufen einstellen. In der Reichspogromnacht vom 9. zum 10. November 1938 wurden jüdische Geschäfte und Wohnungen demoliert, einzelne Juden festgenommen und die Synagoge niedergebrannt. In der Ruine der Synagoge wurde zu Beginn des Polenfeldzuges ein sogenannter „Splitterkeller“ für Straßenpassanten bei Fliegeralarm angelegt.

Nach der Pogromnacht im November 1938 nahm die Abwanderung der jüdischen Bürger aus Allenstein verstärkt zu. Zur Abwicklung des Verkaufs jüdischen Besitzes hatte der Allensteiner Regierungspräsident den Rechtsanwalt und Notar Hugo Cohn als Rechtskonsulent für die im Regierungsbezirk Allenstein wohnenden Juden eingesetzt. Im Juni 1940 beendete Cohn seine Arbeit, brachte seine juristischen Bücher zum Amtsgericht und erklärte dem geschäftsführenden Beamten, er benötige die Bücher nicht mehr, seine Aufgabe sehe er als beendet an und werde nach Amerika auswandern.

Die Ausrottungsphase der nationalsozialistischen Judenverfolgung begann in Allenstein mit der Einrichtung eines Ghettos. Alle Allensteiner Juden wurden Anfang 1940 gezwungen, ihre Häuser zu verlassen und die von der Gestapo bewachten Häuser der jüdischen Gemeinde in der Liebstädter

Straße zu beziehen. 1941 wurden auch die Juden aus Südostpreußen hier eingepfercht.

Über die Behandlung der Juden durch die Staatsorgane berichtet Wolffheim: „Die Juden in Allenstein wurden, ausgenommen der Leiter der Bezirksstelle, unser Rabbiner – der letzte von Ostpreußen – Dr. Apt, unser Kantor Silberpfennig, der frühere Ökonom unseres Gemeindehauses Jakubowski, in jüdischen Abteilungen im Winter mit Schneeräumen der Straßen der Stadt beschäftigt, im Sommer in der Stadt- und Kreisgärtnerei – zwangsmäßig. Der Lohn betrug 16 Mark pro Monat bei 8- bis 10-stündiger Arbeit täglich. Die Bedürftigen bekamen hierzu von der (jüdischen) Gemeinde und nach ihrer Auflösung von der Reichsvereinigung (der Juden in Deutschland) einen Zuschuss in Geld und an notwendigen Arbeitskleidern, die wir aus unserer Kleiderkammer bzw. der Provinzial-Kleiderkammer in Königsberg bzw. aus der Kleiderkammer der Reichsvereinigung in Berlin beschafften. In der Krankenkasse durften sie nicht Mitglied sein und hatten keinen Anspruch auf Unfallversicherung. Die verheirateten Frauen waren frei von einer Arbeitspflicht. Die jugendlichen Leute arbeiteten teilweise in einer Waschanstalt, teilweise in einer Privatgärtnerei, teilweise in einem Produktengeschäft (Felle, Knochen etc.) – bei Christen. Die jüdischen Mädchen in der Wäscherei, die jungen Menschen in der Verkaufsstelle der Privatgärtnerei trugen nicht den Judenstern – trotz meiner mehrfachen Warnungen.“

Wird fortgesetzt.

# Wie die Allensteiner ihre Glocken gossen

von A. Kuhn

Will heute eine Kirche neue Glocken, so lässt sie sich von einer großen Firma Kostenanschläge und Prospekte kommen. Meist erscheint dann ein Vertreter, um die Erzeugnisse seiner Firma in allen Tonarten anzupreisen. Als Schluss aller dieser Verhandlungen erfolgt die Bestellung und Lieferung der Glocken, die nach den neuesten Errungenschaften der Technik gegossen und abgestimmt sind. Etwas anders ging es vor 300 Jahren zu, als das Volk selbst noch regeren Anteil an der Beschaffung der Glocken nahm, die ja die Künder von Freud und Leid, Krieg und Frieden sind. Ein gütiges Geschick hat uns in einem alten Rechnungsbuch der St.-Jakobus-Kirche zu Allenstein einige Notizen über die Beschaffung der Glocken in den Jahren 1614, 1618, 1642 und 1652 erhalten. Mit feiner Feder hat der Stadtschreiber „Melarius publicus“, wie er sich stolz nennt, einige nüchterne Zahlen aufgezeichnet. In fein geschnörkelter Schrift, die dafür aber auch oft unleserlich ist, hat er neben den Zahlen den Gegenstand aufgeschrieben, für den das Geld verausgabt wurde.

Eine Visitation von 1609 hatte festgestellt, dass einige Glocken auf dem Turm der St.-Jakobus-Kirche beschädigt waren und verlangte, es sollte für ihre Ausbesserung gesorgt werden. Das nahmen sich die braven Allensteiner zu Herzen und gar bald sehen sie sich nach einer Möglichkeit um, neue Glocken zu erhalten. Schon 1613 haben sie Glockenspeise, d. h. Kupfer,

Messing und Zinn erkaufte. Sie mögen wohl auch die alte Glocke zerschlagen und mit eingeschmolzen haben. Ob die Glocke in Allenstein selbst oder in einem anderen Ort gegossen wurde, wissen wir leider nicht. Wahrscheinlich aber ist der Guss in Allenstein selbst erfolgt, denn es finden sich keine Angaben über das Heranschaffen der neuen Glocke über Fuhrlohn usw.

Der Glockenguss war gut gelungen. Als die Lehmschale abgeschlagen, die Glocke aus der Grube gehoben und gereinigt war, konnte Meister Gerhard Benningk voll Freude auf sein gelungenes Werk schauen. 1,10 Meter maß die Höhe der Glocke, ihr Durchmesser 1,46 Meter. Also eine schöne, große Glocke, die ihre tiefe Stimme zur Ehre Gottes erklingen lassen konnte. Gott hatte ja beim Guss geholfen, und der Glockengießer gab Gott auch die Ehre, wenn er auf die Glocke in lateinischer Sprache mit schönen Buchstaben aufgegossen hatte: „Im Jahre 1614 hat mich mit Gottes Hilfe Gerhard Benningk aus Danzig gegossen; lobet den Herrn mit schön klingendem Geläut.“

Das Bildnis der hl. Jungfrau, der Auferstehung und des hl. Jakobus zierten zudem noch die Glocke. St. Jakobusglocke wird sie in dem Inventarienzverzeichnis von 1658 genannt. Als die Glocke dann geweiht war, brach man in das Turmgewölbe ein großes Loch; mit starken Stricken zogen kräftige Männerarme die Glocke empor in ihr Reich. Jetzt konnte sie von ihrem hohen Stübchen aus der Stadt künden

von Freud und Leid. Und das Leid kam gar bald.

Die Glocke muss den Allensteinern wirklich gut gefallen haben, denn schon vier Jahre danach ersehen wir aus dem Rechnungsbuch, dass wieder Glocken gegossen wurden. Der Vermerk „dem Glockengießer für 3 Glocken zu gießen 256 Mark“ sagt uns, dass damals drei Glocken gegossen wurden. Wussten wir bei der ersten Glocke nicht genau, ob sie in Allenstein hergestellt war, so können wir nach den Angaben des Rechnungsbuches hier bestimmt sagen, dass diese Glocken in Allenstein gegossen wurden. In den Kirchturm der St.-Jakobus-Kirche kam aber nur eine Glocke. Woher der Glockengießer ist, sagt uns der ehrenwerte Stadtschreiber nicht; ebenso ist uns unbekannt, welches sein Name war; vielleicht war es ein Meister Lorentz. Dafür aber wissen wir genau, wie es beim Gießen zugeht.

Schon lange vor dem Guss waren Ziegel, Sand, Lehm und Kalk angefahren. Jetzt hob man eine tiefe Grube aus. Da mag des Meisters kundige Hand zunächst den Kern gemauert haben, um den dann die Holzform kam. Darüber wurde aus Lehm ein dicker Mantel gemacht. In der Nähe war inzwischen der Schmelzofen errichtet worden. Der Kohlenbrenner hatte gute Holzkohle geliefert und aus dem nahen Walde war trockenes Fichtenholz geholt worden. Als dann die Glockenspeise flüssig war, hat der Meister die Ausflussöffnung durchstoßen, und in hellem Strahl floss das glühende Metall in die Formen. Neugierig standen sicher die Allensteiner Bürger um die Stätte und manch keckes Bürschlein

hat des Stadtdieners feste Hand an seinen Platz zurückgebracht.

Lange Zeit haben Meister und Volk warten müssen, bis das Metall fest geworden. Ist der Guss auch gelungen? Das war damals sicher Stadtgespräch. Und der Guss gelang vortrefflich; als die Tagelöhner den Mantel zerschlugen, da schimmerten gelb die neuen Glocken hervor. Schnell hob man sie mit Strängen aus der Grube und reinigte sie. Der Glockengießer hatte seine Arbeit vollendet; jetzt mussten der Zimmermann, der Schmied Blasius und der Maurer helfen, damit die Glocken fertig wurden und ihre Wohnung hoch oben im Turm beziehen konnten.

Freudig klang ihr Läuten, als sie zum ersten Male ihren ehernen Mund öffneten; aber gar bald klagten auch der Glocken Stimmen, als 1623 und auch am 14. September 1637 zwischen 10 und 11 Uhr abends der Blitz in den Glockenturm schlug, als 1624 die Pest ihre Opfer forderte, und als 1626 ein schwedisches Kriegsheer von Guttstadt her Allenstein angriff. Zwar mussten diese Räuberscharen mit blutigen Köpfen abziehen, doch scheinen sie ihre Niederlage bald wieder ausgeglichen zu haben, denn schon 1627 schreibt der Stadtschreiber: „zu wissen, dass nach dem Unsere Stadt von dem Schwedischen Kriegsvolk überfallen, und man zu ihrer Contention (Zufriedenheit) eilends gelder hat aufbringen müssen, ein Ersammer Rath mit einhelliger Bewilligung der gantzen gemein von der Kirchen 1500 Mark geliehen, welche die Stadt sambt einem gebührlichen Interesse zu erstatten schuldig.“ Man hat also den Soldaten, wenn man sie überhaupt als solche bezeichnen will,

Geld geben müssen, um nicht alles plündern zu lassen.

Es war noch gewiss nicht das Schlimmste, was in diesem Kriege geschah, als im Jahre 1642 die Signatur (Klingelglocke) zersprang. Bald war diese kleine Glocke heruntergelassen und die Reste mit noch einigem Metall auf den Wagen geladen. Man fuhr damit zum Glockengießer nach Heilsberg, der die Glocke umgoss und eine schöne neue Glocke von 88 Pfund Gewicht herstellte. Statt des Arbeitslohnes gab man dem Meister Kupfer und Zinn. In Allenstein angekommen, wurde die Glocke nochmals gewogen, und jetzt stellte sich heraus, dass die Glocke unterwegs 6 Pfund zugenommen hatte; sie wog 94 Pfund. Die Erklärung dafür fand man bald: die Allensteiner Stadtwaaage zeigte kein richtiges Gewicht.

Als man die Glocke abgeholt hatte, war der Kirchenvater Daniel Bartsch mitgefahren. Als Vertreter der Gemeinde nahm er die Glocke in Empfang und brachte sie nach Allenstein. Wieder mussten Schmied und Zimmermann in Tätigkeit treten, bevor die Glocke ihrem Dienst übergeben werden konnte.

Der Schwedenkönig Gustav Adolf, der so viel Leid über Deutschland gebracht hatte, war inzwischen gestorben und auch der schreckliche 30-jährige Krieg beendet. Man schrieb das Jahr 1652: da zersprang wieder eine Glocke der St.-Jakobus-Kirche. Nicht lange dauerte es, da schickten die Kirchenväter zum Glockengießer Michael Arnold in Elbing. Er kam selbst nach Allenstein und zerschlug in zwei Tagen die alte Glocke völlig. Die zerschlagenen Teile, die 13 Zentner und 35 Pfund wogen, wurden mit

zwei Messingleuchtern und mit Zinn, das man aus dem Vorrat der Kirche nahm, nach Hohenstein geschickt, denn dort sollte die neue Glocke gegossen werden. Dazu kam noch Metall, das die Kirche von der Stadt kaufte oder durch milde Gaben erhalten hatte. Das Holz zum Schmelzen des Metalls brachten die Griesliener nach Hohenstein. Dort hatte der Glockengießer alles zum Guss vorbereitet, was der „Waldknecht“, den man nach Hohenstein geschickt hatte, nach Allenstein berichtete. Jetzt fuhr der Erzpriester selbst hin, um beim Guss dabei zu sein; er nahm auch noch das Wappen mit, das der Maler „schön gemalt“ hatte und das die Glocke zieren sollte. 14 Tage musste gewartet werden, ehe die Glocke gegossen und aus der Grube gehoben ward. Doch da sahen der Pfarrer und die Kirchenväter Simon Heinrich, Georg Heinrich und Bernd Knohr, dass die Glocke nicht „annehmlich“ war. Welchen Fehler sie hatte, wissen wir nicht; jedenfalls musste sie umgegossen werden.

Wieder wurde der „Waldknecht“ hingeschickt und dieser rief, als alles zum Guss fertig war, den Kaplan und die Kirchenväter Sim. und Georg Heinrich herbei. Schon nach drei Tagen konnten sie sehen, dass der Glockenguss jetzt gelungen war. Aus Gronitten hatte man Fuhrwerk bestellt, und als die Glocke mit Hilfe des dortigen Zimmermanns auf den Wagen geladen war, fuhren die Kirchenväter frohgemut mit ihrer Glocke nach Allenstein, wo man sie sicher schon erwartete. Die Glocke war 1 Meter hoch, 1,25 Meter im Durchmesser und wog 20 Zentner und 25 Pfund. Auf ihr konnte man lesen:

„Durchs Feuer bin ich flossen, Michel Arnold aus Elbing hat mich gossen zu Hohenstein Anno 1652.“ Auf der einen Seite war der Bischofshut mit der Umschrift: V. C. D. L. D. G. EP. VS (d. h. Vencesicus Comes de Leszezynski Dei Gratia Episeypus Warmiensis – Wenzesius Graf v. Leszezynski, von Gottes Gnaden Bischof von Ermland). Auf der anderen Seite waren die Bildnisse der hl. Jungfrau Maria und des hl. Andreas. Andreas-Glocke wird sie darum in dem Inventarverzeichnis von 1659 genannt.

Wieder die übliche Arbeit des Schmiedes, Zimmermanns und Maurers. Geweiht wurde die Glocke von dem Weihbischof. Heute sind diese Glocken nicht mehr auf dem alten Turm der St.-Jakobus-Kirche. Waren in alter Zeit 5 Glocken oben, so sind es heute nur mehr 4. Noch immer spüren wir so die Folgen des letzten Krieges, dem selbst die Kirchenglocken zum Opfer fielen. Vielleicht aber schallt auch wieder wie einst das tiefe Läuten der größten Glocke ins Ermland, wenn milde Menschen zum Guss der Glocke beitragen.

*Allensteiner Volksblatt  
vom 11. Februar 1930*

## Als der Hochaltar der Jakobikirche brannte

Vor einiger Zeit war ich wieder einmal nach der lieben Stadt Allenstein gekommen. Dumpf und schwer hallten vom Turm die Glocken, die einen müden Wanderer auf dem letzten Wege begleiteten. Ich erfuhr, es sei der Stabszahlmeister A., der gerade begraben werde. Ich kannte ihn gut, den lieben alten Herrn; der immer so freundlich und liebenswürdig war. Da fiel mir eine Geschichte ein, die er mir vor Jahren einmal erzählt hatte. Es handelte sich um den Brand des Hochaltars in der Jakobikirche im Jahre 1896, bei dem er selber dabei war. Er aber erzählte so:

Es war im Jahre 1896. Ich war damals das erste Jahr Soldat in Allenstein. Ich hatte an jenem Tage Urlaub gehabt und wollte gerade – es war in den Abendstunden – in die Kaserne zurückgehen. Wie ich aber aus der Oberstraße auf den Markt komme, sehe ich, dass viel Volk aufgeregt

nach der Jakobikirche rennt. Da muss etwas geschehen sein. Und wirklich höre ich angsterfüllte Schreie: Feuer! Sollte die Kirche ...? In der Tat, durch das Fenster, das man vom Markt aus sieht, war Feuerschein zu sehen und aus dem breiten nach dem Rosenkranzstift zu liegendem Fenster drang dichter Qualm. Ohne zu überlegen war ich schon an der Tür und drängte mich durch die aufgeregte Menge hindurch in das Innere der Kirche. Durch den Qualm hindurch sah ich, dass der Hochaltar brannte. Der Tabernakel stand offen, das Allerheiligste war schon vom damaligen Erzpriester Karau in die Erzpriesterei gerettet worden. Ein Haufen Männer war eben dabei, die große Chorbank, die heute neben der Sakristeitür steht, in die Kirche zu schleppen, andere liefen um den Altar herum, kopflos, und wollten irgendwo etwas retten, während über ihnen auf dem Hochaltar das Feuer

flackerte und prasselte. Klirrend fielen Stücke aus dem großen Chorfenster (das viel schöner war als das jetzige), während die Kirche sich immer mehr mit laut betenden und schluchzenden Menschen füllte. Mir kam ein Gedanke: rette das Bild auf dem Hochaltar, an das niemand denkt! Über die Kommunionbank springen und auf den Altar klettern war eins. Ich zerre an dem Bild, das in einem großen schweren Rahmen steckt, aber vergeblich. Ich kann es in der Glut da oben nicht mehr länger aushalten, die Flammen schlagen nach mir, ich muss herunter, und im nächsten Augenblick loderte das Bild in einer einzigen großen Flamme, und einige rußige Fetzen fallen herab. Das alles war das Werk eines Augenblicks. Wenn mir doch damals, als ich oben stand, der Gedanke gekommen wäre, mit dem Taschenmesser das Bild herauszuschneiden! Was lag viel an dem Rahmen, aber das Bild! Es war ein so schönes Bild und stellte, soweit ich mich erinnere, das Leiden Christi dar. Es war das frühere Altarbild in der St. Annenkapelle im Allensteiner Schloss und soll im Mittelalter von einem Maler am Rhein gemalt sein.

Unterdessen war die Kirche gedrängt voll Menschen, Kopf an Kopf. Alles war wie von Sinnen. Die Leute weinten laut und schluchzten, denn sie meinten, die ganze Kirche werde abbrennen. Lautes Beten, Schreien und Jammern war zu hören, alles durcheinander. Die Feuerwehr kam spät

und konnte nicht in die Kirche hinein. Der damalige Bürgermeister Belian war selbst da und hatte das Kommando übernommen, aber alles Bitten und Beschwören half nichts, die Menge stand wie eine Mauer und wich nicht vom Fleck. Da forderte er eine Kompanie Militär an. Im Laufschrift stürmte die Abteilung zur brennenden Kirche. Der Leutnant, der den Befehl führte, fordert die Menge auf, Platz zu machen. Umsonst. Noch zweimal wiederholte er den Befehl, ohne Erfolg. Dann kam das Kommando: Bajonette pflanzt auf! Und die Soldaten drangen mit gefällttem Bajonett auf die zusammengedrückte Menge ein, die sich jetzt schreiend und jammernd teilte; und die Soldaten und hinter ihnen die Feuerwehr konnten jetzt in die brennende Kirche eindringen und mit den Löscharbeiten beginnen. Die Kirche wurde gerettet, aber das schöne alte Glasfenster und der Hochaltar mit dem alten Bilde waren vernichtet. Wie das Feuer entstanden sein mag? Wahrscheinlich haben Messdienerbuben hinter dem Hochaltar Kohlen verstreut, die dann weiter glimmten und den Brand verursachten.

Der vordere Teil des Altartisches wurde übrigens gerettet und in den Hochaltar der Braunschwalder Pfarrkirche eingebaut; er stellt links das Opfer Abels dar, in der Mitte das Lamm mit Fahne und rechts das Opfer Melchisedechs.

*Erländisches Kirchenblatt  
vom 9.7.1933*

# Mein Freund, de Brill

Wenn ich so grabbel – na, sei still,  
denn such' ich wiedermal de Brill.  
Das aas'je Ding hat ein Talent  
zu liegen, wo es keiner kennt.

Morgens früh, da jeht al los:  
Wo is de Brill, wo liejt se bloß?  
Hat doch, zum Kuckuck, keine Beine,  
bewejt sich doch nich von alleine!

Nu denk' man nach! Sag ich zu mir,  
jestern war se doch noch hier!  
Se is doch aufe Nas' jewesen  
im Bett noch spät beim Zeitunglesen.

Ich grabbel hin – ich grabbel her,  
nei, das Konsolche, das is leer.  
Am End' hab' ich de ganze Nacht  
ricklings auf meine Brill' verbracht?

Ich krepel um das ganze Bett.  
Ach, wenn ich se doch bloß al hätt'!  
Ohne Brill' bin ich wie dumm –  
da renn' ich kleine Kinder um.

Wie e Kreisel dreh' ich mich.  
Mensch, Marjell, erinnere dich!  
Besinn dich man, wo hast zuletzt  
du dich mit ihr hinjesetzt?

Vonne Brill is keine Spur.  
Ich seh' ja nich emal de Uhr!  
Vleicht is al Mittag, Gott bewahre,  
ich rauf mir langsam al de Haare.

Als Muster an Verjesslichkeit  
verplemper ich die meiste Zeit.  
Ich kann grabbeln, wo ich will.  
Nu such' man ohne Brill e Brill!

Nei, es is zu ärjerlich,  
ich find' das krätsche Ding doch nich.  
Ich such un guck in jede Eck.  
Is alles da – de Brill is weg.

Was hatt' ich frieher schene Augen!  
Die taten rein zu allem taugen.  
Ich konnt' Eintagsfliejen seh'n  
aufem Haar spazierenjeh'n.

Da – eines Tags – wurd' ich jewahr,  
dass alles zu nah dran mir war.  
Ich reckt dem Arm – wer weiß wie weit –  
un klagt dem Doktor nu mein Leid.

„Ja“, sagt der, „Frauchen, bitte sehr,  
Sie sind ja keine Zwanzig mehr!  
Da nutzt kein Saft und keine Pille,  
Sie brauchen einfach eine Brille.“

„Erbarmung, Doktorchen“, sag' ich,  
„so alt fiehl ich mich wirklich nich!“  
„Na“, sagt er, „glauben Sie mir man,  
das Alter klopft bei Ihnen an!“

Von da an macht, du meine Zeit,  
das Ding auf meine Nas' sich breit.  
De Brill is jut, so wie es scheint,  
man, se wurd' niemals nich mein Freund.

Lag se aufem Kichenschrank,  
war de Wohnung blitzeblank,  
alles war sauber un war scheen,  
so konnt' ich ja dem Dreck nich seh'n.

Du liebe Zeit, nu sag' mir doch,  
wo soll ich bloß suchen noch?  
Ich schmeiß al alles kreuz un quer,  
jleich find' ich nämlich garnuscht mehr!

Halt! Jestern abend huckt ich hier.  
Da war de Brill auch noch bei mir.  
Nu kracht es plötzlich unter'm Schuh –  
Brill, nu weiß ich – das warst Du!

*Verfasser unbekannt*

# Fahrten ins Blaue

Von Erich Kästner

Erfahrungen sind dazu da, dass man sie macht. Ob nun dadurch, wie der Volksmund behauptet, klug wird, steht auf einem anderen Blatt. Dafür, dass Millionen Menschen Tag für Tag Erfahrungen sammeln, gibt es, an unserem Sprichwort gemessen, zwei Milliarden kluge Leute zu wenig, und das sollte zu denken geben.

Eine Unterabteilung der Erfahrungen, die man macht, ohne daraus zu lernen, sind die Wünsche, die in Erfüllung gehen. Wem wäre, so mäkelig in eigener Sache er auch sein mag, nicht schon das eine oder andere Mal ein Wunsch in Erfüllung gegangen! Gab er deshalb die Wünscherei auf? Nein. Und wenn er sich, falls er eine Märchenfigur ist, sogar drei Wünsche gestatten darf – wird er von Wunsch zu Wunsch klüger? Nein.

Man kennt Ausnahmen. Im Märchen und im Leben. Frau Grosche zum Beispiel. Übrigens nicht aus einem Märchen, sondern aus Weixdorf, einem reizenden Seeflecken bei Dresden. Frau Grosche lernte tatsächlich aus der (allerdings recht verqueren) Erfüllung eines Wunsches, und das wollen wir ihr nicht vergessen. Die Geschichte passierte in den dreißiger Jahren, und somit bleibt ungeklärt, ob es derartig belehrbare Mitmenschen auch heute noch gibt. Ich habe Freunde, die es bezweifeln.

In Dresden existierte also, früher einmal, eine halbamtliche Einrichtung, die sich „Fahrten ins Blaue“ nannte und, besonders bei den kleinbürgerlichen Hausfrauen, sehr beliebt war.

Man fand sich, mittwochs und samstags nach dem Mittagessen, am Stübelplatz ein, wo mehrere leere Omnibusse warteten, zahlte ein paar Mark und erwarb sich damit das Anrecht, an einem Ausflug teilzunehmen, dessen Ziel „unbekannt“ war. An einem von den Schaffnern bis zuletzt geheim gehaltenen Endpunkt, irgendeinem der zahlreichen ländlichen Juwelen der Umgebung, wurden Kaffee und Kuchen geboten. Und abends trafen die Frauen, von dem kleinen vorgespiegelten Abenteuer aufs angenehmste unterhalten und müde, wieder bei ihren aufs Abendbrot und den Reisebericht wartenden Familien ein.

So geschah es eines schönen Mittwochs früh, dass Frau Grosche, übrigens die Wirtin eines hübschen Gartenrestaurants, zu ihrem Manne sagte: „Das ganze Jahr komme ich nicht aus dem Haus. Man gönnt sich nichts. Habe ich deshalb geheiratet? Nein, mein Lieber! Weißt du was? Ich werde heute eine „Fahrt ins Blaue“ mitmachen!“ „Meinetwegen!“ antwortete der Gatte. „Amüsiere dich gut!“

Sie benutzte den Vorortzug nach Dresden, stieg am Neustädter Bahnhof in die Straßenbahnlinie 6 und erklimmte, am Stübelplatz angelangt, einen der wartenden Omnibusse. Die Fahrt ins Abenteuer begann pünktlich und nahm für alle den normal überraschenden Verlauf. Nur nicht für Frau Grosche. Ihre Überraschung war anderer Natur.

Haben Sie es schon erraten? Ja? Genau so kam es! Das sorgfältig verschwiegene Reiseziel war an diesem Mittwoch ausgerechnet der ländliche Gasthof, dessen Wirtin Frau Grosche war und den sie am Morgen mit der festen Absicht verlassen hatte, endlich etwas Funkelnagelneues zu erleben! „Gut, dass du kommst!“ rief ihr Mann, der den Quark- und den Streuselkuchen eifrig in Streifen schnitt. „Binde

dir schnell 'ne frische Schürze um und hilf mir beim Servieren!“ Sie band sich eine frische Schürze um und belud ein Tablett mit Kaffeegeschirr und selbstgebackenem Kuchen. Als sie es anhub, um es in den Garten zu tragen, wo ihre Reisegefährten in der Sonne saßen, sagte sie, und dies spricht für ihre überdurchschnittliche Fähigkeit, aus Erfahrungen zu lernen: „Das nächste Mal bleib ich gleich hier!“

*Aus: Gesammelte Schriften*

## Große Zeiten

Die Zeit ist viel zu groß, so groß ist sie.  
Sie wächst zu rasch. Es wird ihr schlecht bekommen.  
Man nimmt ihr täglich Maß und denkt beklommen:  
So groß wie heute war die Zeit noch nie.

Sie wuchs. Sie wächst. Schon geht sie aus den Fugen.  
Was tut der Mensch dagegen? Er ist gut.  
Rings in den Wasserköpfen steigt die Flut.  
Und Ebbe wird es im Gehirn der Klugen.

Der Optimistfink schlägt im Blätterwald.  
Die guten Leute, die ihm Futter gaben,  
sind glücklich, dass sie einen Vogel haben.  
Der Zukunft werden sacht die Füße kalt.

Wer warnen will, den straft man mit Verachtung.  
Die Dummheit wurde zur Epidemie.  
So groß wie heute war die Zeit noch nie.  
Ein Volk versinkt in geistiger Umnachtung.

*Erich Kästner*

# Der arme Sauerampfer

Von Ruth Geede

Der Studiosus Karl-Friedrich Müller war an diesem ausgesprochen linden Apriltag nicht gerade in der frohen Stimmung, die der jähe Frühlingsausbruch auf die Gemüter der übrigen Königsberger legte. Im Gegenteil: stud. jur. Müller war in geradezu miserabler Laune. Es ging ihm heute einfach alles auf die Nerven: der Wetterumschlag, die knospende Kastanie vor dem kleinen Hoffenster, auf der die Spatzen randalierten, die breite, gemütvolle Stimme seiner Wirtin, der durchdringende Geruch von gebratenen Heringen, der durch das Treppenhaus heraufzog – schlichtweg alles, was an Eindrücken auf seine fünf Sinne einströmte. Der Grund zu dieser depressiven Stimmung war in der Summierung einiger missliebiger Umstände zu suchen. Erstens war stud. jur. Müller so gut wie pleite, zweitens traf ihn der kühle Abschiedsbrief seiner Erlanger Studentenliebe mehr, als er gedacht hatte, und drittens hatte er eine ganz hundsgemeine Sehnsucht nach der frühlingjungen Aue an der Fulda, in der die Forsythien schon blühten, wie Mutter geschrieben hatte, nach einem Blick vom Herkules und nach einer weiten Wanderung durch den Reinhardswald. Sicherlich blühten an der Burgmauer in Hofgeismar schon die Kirschbäume. Und Tante Wine buk in dem alten Fachwerkhaus am Spital schon die ersten Rhabarberkuchen! Er spürte den Duft in der Nase. Er konnte sich schlichtweg ohrfeigen, der Studiosus Müller, dass er während der Semesterferien in der Praxis von Vaters Königsberger Freund arbeiten

wollte, anstatt ein paar fröhliche Wochen daheim in Kassel zu genießen. Dieses eine Semester hier in der rauen Pregelstadt hätte ihm doch genügen sollen, zudem es auch für ostpreussische Begriffe ein harter, kalter Winter gewesen war. Müller hatte sich sogar, um einer etwaigen Erkältung vorzubeugen das Grogtrinken angewöhnt. Und den brauchte man selbst an diesen Aprilabenden, wenn es noch recht empfindlich kühl vom Schlossteich heraufzog.

Es klopfte an der Tür, und ehe sich Karl-Friedrich zu einem gequälten „Herein!“ aufrappeln konnte, wurde sie schon geöffnet, eine rundliche Frauenhand jonglierte einen randvollen Suppenteller durch den Spalt, und die gemütliche Stimme der Witwe Korbjuweit schwappte voller Mitgefühl wie die dickliche, grüne Flüssigkeit in dem Teller. „Na, Herr Müllerchen, nu vergraben Se sich man nich an so einem herrlichen Tag wie ein Maulwurf. Schmecken Se man mein Sauerampfersuppchen, das wärmt den Magen und das Jemüt, und Se werden man sehen, Se werden foorts en andrer Mensch ...“ Der lange Hesse startete entgeistert auf das milchig grüne Gebräu in dem Teller, aus dem ein säuerlicher Geruch ihm in die empfindliche Nase stieg. So was hatte er noch nie gegessen. Das war wieder eines dieser komischen Gerichte, wie Rote-Rüben-Suppe – Beetenbartsch nannten sie das – oder wie Graue Erbsen und Fleck. Ein hartgekochtes Ei, grün von der Suppe, startete wie ein bemooster

Eisberg aus der dicklichen Flüssigkeit. „Schönen Schmand hab ich dran“, strahlte die gute Korbjuweitsche und begab sich auf Belagerungszustand, denn sie wollte mit eigenen Augen sehen, wie aus dem blasswangigen Studentchen da „foorts en andrer Mensch“ wurde!

Vorläufig wurde diese Verwandlung allerdings durch das von Müller aufatmend begrüßte Erscheinen seines Freundes Martin verhindert, der mit einem höflichen „Brennt bei Ihnen auch nuscht an, Frau Korbjuweit?“ die Brave hochschreckte.

„Ei ja, mein Glumskuchen, na so was!“ Mit diesem Aufschrei war die Wirtin auch schon verschwunden.

„Du bist mein Lebensretter!“ stöhnte Karl-Friedrich und ließ sich in den alten Plüschsessel fallen, dass der aus allen Fugen krachte. „So was fressen bei uns zu Hause nicht einmal die Schafe!“

Martin schnupperte, dann zog es ihn magnetisch zu dem vollen Teller. „Sauerampfersupp! Du Dussel, das ist doch was Herrliches!“

„Iss du bloß! Dann wird aus dir wenigstens ein andrer Mensch!“

„Ich bin mit dem alten ganz zufrieden!“ schmunzelte der kleine, dicke Martin und griff nach dem Löffel.

„Grasfresser!“ knurrte der lange Hesse, als er sah, mit welcher Inbrunst der Freund die Suppe verschlang. „Für mich ist Sauerampfer höchstens ein literarischer Begriff. Kennst du nicht ‚Arm Kräutchen‘ von Ringelnatz?“ und er zitierte das Gedicht von dem Kräutchen, das am Bahndamm stand: „. . . sah niemals einen Dampfer, der arme Sauerampfer!“

Martin war inzwischen mit der Suppe fertig geworden. Müller sah mit Neid

das zufriedene, glücklich-glänzende Gesicht seines Kommilitonen und spürte in sich ein Gefühl aufsteigen, das er für Hunger hielt. „Die ganze Bude riecht direkt penetrant nach dem Zeug!“ stänkerte er und steckte sich hastig eine Zigarette an.

„Lass sie stinken und hau ab!“ erwiderte Martin gemächlich und angelte sich ebenfalls eine Zigarette aus Müllers Schachtel. „Ich wollte dich sowieso überreden, mit mir nach Neukuhren zu fahren. An so einem Tag wie heute kann man einfach nicht zu Hause bleiben. Papachen hat außerdem diesmal tiefer in die Tasche gegriffen. Ich war direkt gerührt, als der Geldbriefträger kam. Ich lad dich ein!“

Die Steilküste – das war natürlich schon ein annehmbarer Vorschlag. Dort roch es bestimmt nicht nach Sauerampfer, sondern nach See und Teer.

„Einverstanden!“ sagte er.

Eine Viertelstunde später schlenderten sie langsam über den Tragheim zum Nordbahnhof, genossen die laue Luft und den Anblick der jungen Mädchen, die ihre Wintermäntel wie ausgeschlüpfte Puppenhüllen über den Armen trugen und wieder Hals und Beine bekommen hatten. Schöne Beine, wie die beiden Studenten feststellen mussten. In recht heiterer Stimmung kamen sie am Nordbahnhof an und stiegen in den schon stehenden Zug der Samlandbahn.

Die Überraschung, die Martins Stimme zeigte, als er die junge Dame in der Fensterecke des Abteils bemerkte, schien echt zu sein. „Das ist aber ein Zufall! Fräulein Hanna!“ Er machte eine saloppe Handbewegung zu seinem Freund hin. „Das ist mein

zweites Ich, stammt allerdings aus Hessen, ist auch so und heißt Müller! Und dies hier“, jetzt fiel die Handbewegung merklich galanter aus, „ist das reizendste Gegenüber, das sich ein möblierter Zimmerherr in Königsberg nur vorstellen kann!“

Der Studiosus Müller verbeugte sich, hob den Kopf und sah in ein paar unwahrscheinlich blaue Augen, blau wie ostpreußische Leberblümchen – und da war die Erlanger Studentenliebe vergessen, sie und alle, die vorher gewesen waren.

Als der Zug Tannenwalde passierte, war die trübe Stimmung des langen Hessen schon merklich aufgeklärt; als sie in Drugehnen hielten, hätte Karl-Friedrich jeden, der behauptet hätte, er studiere nicht gerne in Königsberg, glattweg als Lügner bezeichnet. Und als sie in Neukuhren aus dem Zug stiegen, schlängelte sich Müller ganz selbstverständlich an die linke Seite von Fräulein Hannas bezaubernder Figur, während auf der rechten mit zunehmendem Argwohn der Freund seine älteren Rechte zu verteidigen versuchte.

Dieses Fräulein Hanna war schon wirklich würdig, ein Streitobjekt zwischen besten Freunden zu werden. Ein schmales Figürchen, braunes Haar, in das die Sonne jetzt kupferrote Pünktchen hinein tupfte, eine kleine, etwas kecke Nase und dann eben diese Augen, gegen die das Meer wie Füllfedertinte aussah. So meinte es jedenfalls der jäh verliebte Studiosus, obgleich es ihm beim Anblick der frühlingsblauen See, die sich übermütig mit vielen weißen Schaumkrönchen geschmückt hatte, zuerst fast den Atem verschlagen hätte.

Sie wanderten am Strand entlang. Auf dem Streifen nassen, festen Sandes zwischen den anrollenden Wellen und dem weißen Strand. Ab und zu flohen sie vor einer besonders lang ausrollenden Welle. Hanna bückte sich hin und wieder und hob ein funkelndes Stückchen Glas auf, das zwischen Muscheln, Tang und Steinen blitzte. Aber es war Bernstein, tatsächlich Bernstein, wie Müller feststellte.

„Als Kinder haben wir uns Ketten davon gemacht, wenn wir in den Ferien an der See waren!“ sagte das Fräulein Hanna. Jetzt war sie Lehrerin in Königsberg. „Familienübel!“ lächelte sie. Nun konnte Martin einhaken. Schließlich war auch er ein Lehrerssohn, aus dem Mohrungschen. Die nächste Runde des heimlichen Zweikampfes, die von Hanna und Martin mit ihren heiter-trüben Erfahrungen als Lehrerskinder durchplaudert wurde, ging einwandfrei an ihn.

Das Mädchen mit dem Leberblümchenblick schien von dem stillen Dualismus der Freunde herzlich wenig zu spüren. Sie wiederum war nur in eines verliebt: in diesen zauberhaften ostpreußischen Frühlingstag, der so stark nach Salz und See und junger Erde roch, dass man glaubte, diesen Duft kaum ertragen zu können. Durch das ganz junge Grün der Sträucher und Birken am Steilhang glänzte das Seidentuch der See. Hanna glaubte, ewig so wandern zu können. Plötzlich blieb sie stehen. Sie bückte sich so hastig und erregt, wie Kinder nach dem ersten Veilchen greifen. Aber das war es nicht, was Hanna da in der Hand hielt. Es war ein grünes, lanzenartiges Blatt mit spitzen Zipfelchen. „Sauerampfer, o ja, Sauerampfer!“ strahlte sie.

In Martin frohlockte es. „Essen Sie auch so gerne Sauerampfer, Fräulein Hanna?“ fragte er hoffnungsfroh.

Das Mädchen nickte. „Mit Schmand und Eiern, dafür lass ich alles stehen!“ Sie bückte sich und pflückte hurtig die Blättchen ab, um sie in eine Tüte zu tun.

„Nicht wahr?“ grinste Martin und blickte Karl-Friedrich mit unverhohlener Schadenfreude in das immer länger werdende Gesicht. „Ein Banause, wer keine Sauerampfersuppe mag! Und der noch behauptet, wir Ostpreußen wären Grasfresser und man müsste uns auf die Weide schicken! Darf ich übrigens helfen?“ Und der jeder körperlichen Anstrengung abholde Martin kroch emsig auf den Knien umher und pflückte schön sorglich Blättchen für Blättchen, eifrig wie ein Goldschürfer am Klondike.

Der lange Hesse stand einen Augenblick ratlos da. Aber dann klappte er wie ein Taschenmesser zusammen und ging ebenfalls in die Knie. Ein paar Spaziergänger, die sie überholten, wunderten sich sehr, was die jungen Leute da suchten. Aber das waren wohl auch keine Ostpreußen.

Der kleine Gasthof war mollig warm und verräuchert, es roch nach Grog, nach Fisch und Zwiebeln. Martin spielte seinen nächsten Trumpf aus und sagte großzügig: „Ich lade ein!“ Hanna wehrte ab, aber Martin war schon mit einem leicht triumphierenden Lächeln zu der rundlichen Wirtin hingegangen, die ihr rotes, glänzendes Gesicht aus der Küchentür herausstreckte. Sie tuschelten zusammen, die Frau lachte und nickte. Martin kam zurück. „Es wird einen herrlichen Lachs geben, sage ich euch. Dauert nur noch ein Weilchen.

Bis dahin nehmen wir ein Grogchen zum Aufwärmen.“

Der Grog wärmte nicht nur, sondern versetzte den ausgehungerten Karl-Friedrich in den Zustand sorgloser Leichtigkeit, die ihm sonst gänzlich fremd war. Die blauen Leberblümchen waren manchmal ganz nah und manchmal ganz weit, aber sie waren immer da, und das war gut. Der lange Hesse schwieg und schaute, Martin redete und lachte und blickte ungeduldig zur Küchentür, dass Fräulein Hanna schließlich kopfschüttelnd meinte: „Sagen Sie, sind Sie denn so ausgehungert? Man könnte meinen, Sie haben tagelang nicht gegessen!“

Schließlich kam die Wirtin mit der Suppe. Gedankenverloren griff Karl-Friedrich nach dem Löffel. Und erst, als er ihn schon am Munde hatte, gewahrte er das schadenfrohe Lächeln im Gesicht des Freundes und – die grüne Brühe in seinem Teller.

Der Löffel fiel mit einem Klatsch in die Suppe zurück. Es gab lauter böse grasgrüne Tupfer. Auf der Tischdecke, auf Karl-Friedrichs Jacke und auf seinem gelben Sonntagsschlips. Fräulein Hanna lächelte Martin gerade verklärt an: „Wie haben Sie denn das hergezaubert? Sauerampfersuppe! Und richtig mit Schmand und harten Eiern. Da lass ich jeden Lachs stehen.“ Und zu Karl-Friedrich gewandt: „Was sagen Sie nun zu unserm ostpreußischen Leibgericht? Ist es nicht wunderbar?“

Da setzte der Lange in einer Anwendung von vollkommener Selbstverachtung den Löffel an den Mund. Und obgleich er furchtbare Angst hatte, diesen ersten Schluck Sauerampfersuppe nicht heil in den Magen hinunterbefördern zu können, nickte er:

„Köstlich! Ganz wunderbar! Ein Gedicht!“

„Von Ringelnetz!“ knurrte Martin, dem plötzlich der Appetit vergangen war. „Arm Kräutchen!“

Karl-Friedrich hatte den ersten Löffelinhalt heil im Magen gelandet. Eine wohlige Wärme durchströmte ihn, er verspürte plötzlich das würzige Aroma – diese Suppe schmeckte ja wirklich! Sie schmeckte sogar ausgezeichnet! Je mehr er davon aß, desto besser mundete sie ihm. Martin sah es mit wachsendem Unbehagen. Er spürte: das Spiel war verloren. Es war sogar gänzlich entschieden, als Fräulein Hanna ihre Hand auf den Arm des Langen legte und ihn anlächelte: „Wiszen Sie, wenn man sie selber kocht,

schmeckt sie doch anders. Wenn Sie Lust haben, kommen Sie doch morgen zum Mittagessen zu mir. Ich lade Sie, und übrigens auch Ihren Freund, herzlich ein.“

„Danke!“ knurrte Martin, „vielen Dank!“ Und dann ging er in die Küche und bestellte den Lachs ab.

Zu seiner Ehre sei es gesagt: Die Freundschaft ging nicht in die Brüche. Sie wurde sogar noch fester, als Martin auf der Hochzeit seines Freundes Karl-Friedrich sich unsterblich in die Schwester der Braut verliebte. Sie hatte übrigens noch blauere Augen als Hanna.

Er hatte aber seinen Spitznamen weg. Er hieß von nun an: der arme Sauerampfer.

## Ostpreußischer Bärenfang

Man trinkt ihn abgelagert  
wie Cognac oder Sekt;  
doch schmeckt er frisch genauso gut,  
o Manche, wie der schmeckt!

Man lässt Vanilleschoten  
mit Nelken und mit Zimt  
in heißem Wasser langsam zieh'n,  
bis dass die Mischung stimmt.

Mit reinem Sprit und Honig  
gießt man den Sud sodann  
in Flaschen, nicht ganz vollgefüllt,  
damit man schütteln kann.

So richtig durchgeschüttelt  
verwahrt man ihn sofort;  
doch wer nicht lange warten kann  
probiert ihn gleich am Ort.

*Gert O. E. Sattler*

# Die Schlittenfahrt im Juli

Von K. Klootboom-Klootweitschen

Carol traf in seinem damaligen Stammlokal Ledoyen an den Champs-Élysées in Paris einen älteren, sympathischen Jagdfreund, Montmorency. Der hatte eine lebhaft südliche Aussprache. Ein Gespräch entwickelte sich rasch. Carol fragte: „Woher sind Sie?“ „Vom Süden. Und Sie?“ „Vom Norden. Äußerster Süden?“ „Provence. Und Sie?“ „Äußerster Norden. Ostpreußen. Ist die Provence sehr südlich?“ „Zweifeln Sie?“ „Ja. Ist die Gascogne nicht südlicher?“ „Nein, wir sind der Sonne näher. Was glauben Sie, wir können im Juli Eier im Sande garkochen! Wir brauchen sie nur hineinzulegen.“

Carol gefiel der Ton und der Mann. Er antwortete: „Das ist gar nicht. Bei mir in Eichenort fahre ich das ganze Jahr rund . . . Schlitten. Wir brauchen uns nur hineinzusetzen.“

Montmorency tat schwerhörig. „Ich habe nicht verstanden. Was fahren Sie?“ „Wir fahren bei mir das ganze Jahr rund Schlitten.“ „Verzeihung. Sagen Sie das bitte noch einmal, wenn Sie können.“ „Gern! Wir fahren das ganze Jahr rund bei mir Schlitten!“ „Jetzt habe ich Sie festgenagelt, Sassenburg! Unmöglich! Unmöglich! Und zum dritten Mal unmöglich!“

„Ich kann mein Klima nicht ändern. Ich lade Sie ein. Überzeugen Sie sich, ehe Sie bei mir in Eichenort ... etwas für unmöglich erklären. Sie brauchen nur in den Schlitten einzusteigen.“

„Ich gehe jede Wette dagegen ein, dass Sie im Juli Schlitten fahren.“

„Die verlieren Sie.“ „Das werden wir sehen. Ich habe ernsthaft Lust, mit

Ihnen zu wetten.“ „Ich auch.“ „Umso besser.“ „Für mich!“ „Ich wette 10.000 Franken, dass Sie nicht im Juli Schlitten fahren können.“ „Ich halte die Wette, mein lieber Herr und Freund. Ich fahre mit dir Schlitten.“ „Es gilt!“

Montmorency war voll Vergnügen und Eifer. „Also 10.000 Franken“, sagte Carol gelassen.

„Herr Ledoyen, lassen Sie bitte einen Notar kommen.“

Der Notar kam und besiegelte das Dokument. Es enthielt das Datum des 3. März 19.. zu Paris. Es beurkundete mit den Ketten des Rechtes eine Wette, dergestalt, dass die Wette um 10.000 Franken gewonnen oder verloren wird. Montmorency muss bezahlen, wenn eine Schlittenfahrt im Juli in Eichenort möglich ist. Carol muss bezahlen, wenn nicht.

Die Provence stöhnte unter Juligluten. Montmorency musste kräftig lachen. Er öffnete ein Telegramm aus Eichenort: Herzliche Einladung zur Schlittenfahrt. Eilen Sie, sonst taut der Schnee. Sassenburg-Eichenort.

Montmorency fuhr nach Paris. Dort war es merklich kühler. Er hatte eine Konferenz mit seinem Freunde Flammarion, der von arktischen Kaltluftpolstern philosophierte und nicht ja noch nein sagte.

Montmorency fuhr weiter nach Berlin. Frischere Luft. Er hatte eine Konferenz mit Wilhelm Bode im Kaiser-Friedrich-Museum über seinen Rembrandt. Bode lachte: „Ostpreußen? Kenn ich von Friedrichstein her. Dort

ist alles möglich. Mein Freund August Dönhoff pflegt zu sagen: Ich will vom ostpreußischen Wetter nur eins sicher prophezeien. Man kann im Juli bestimmt nicht Schlittschuh laufen. Aber Schlitten fahren? Wer weiß?“

Montmorency depeschierte und nahm den Schnellzug nach Rastenburg. In Rastenburg war kühlere Luft. Von Schnee keine Spur.

Am Bahnhof standen die verschiedenen Abholer. Kein Schlitten darunter. Ein Wagen mit vier Pferden, vom Sattel gefahren, hielt vor dem Hauptportal der Station. Roßmuth, im Schafpelz, erkannte sofort den Gast aus der Provence und bat ihn, im Wagen nach Eichenort Platz zu nehmen. Er hing ihm einen Fahrpelz über, brachte eine Pelzmuffe und knüpfte eine schwere Pelzdecke fest. Das Gepäck wurde verstaut.

„Wozu der Viererzug am leichten Wagen? Und wozu das Pelzwerk? Ist das bei euch landesüblich?“

„Wir kommen sonst nicht durch, Eure Hoheit!“

„Was sollen die beiden Reiter da vorn mit den Spaten?“

„Das sind die Vorreiter zum Ausgraben. Wir haben auf der Herfahrt ausgraben müssen.“

„Ja, woraus denn in aller Welt ausgraben? Was meinen Sie mit dem Ausgraben?“

Roßmuth schlug den Kutschenschlag zu und sagte: „Wenn wir im Schnee steckenbleiben!“

Nachdem er das kühne Wort gesagt hatte, eilte er verdächtig schnell nach vorn, um auf den Kutschbock aufzusteigen. Montmorency rief vorwurfsvoll: „Pfu! Du hast getrunken! Abfahren!“

Es ging hinauf in die Wälder. Sie waren grün. Aber ein kalter Wind wehte. Die

Fahrt war lang. Dreißig Kilometer. Allmählich sank der Abend herab. Der Gast aus Frankreich blickte unwillkürlich aus einer seelischen Abwehr immer wieder sorgend nach rechts und links auf die Feld- und Waldstücke. Er beruhigte sich immer wieder. Es war alles sommerlich grün.

Als es dämmerte, fingen die Hufe der Pferde und die Räder des Wagens an, eigentümlich zu knirschen. Montmorency warf einen erschreckten Blick auf die Straße. Sie war schneeweiß! Das Knirschen und Mahlen wurde stärker. Der Gast aus der Provence traute seinen Augen nicht. Die vier Pferde mühten sich und schwitzten durch Schneewehen bis an die Bäume, der Wagen sank bis an die Achsen hinein, der Schnee türmte sich auf. Der Wagen hielt. Die Vorreiter sprangen ab und schaufelten eifrig die Wagenräder aus. Unter wildem Johlen wurden die Pferde angetrieben. Vergebens! Der Wagen stockte, legte sich schräg und war nicht vorwärts und nicht rückwärts zu bringen.

Klirrendes, melodisches Schellengeläut im Traberruck und -zuck drang die große Eichenallee herauf. Glöckchengeklingel und Pferdegewieher, blitzende Laternen und flatternde Behänge! Ein Schlitten, bespannt mit einem Viererzug Rappen, jagte heran. Carol im Pelz rief herüber: „Steigen Sie bei mir ein! Eichenort begrüßt Sie von Herzen! Aber schämen Sie sich! So dicken Schnee mitzubringen!“

Montmorency wurde im Triumph die lange Eichenallee zum Schloss gefahren. Zur Rechten Carols sitzend, durch das nachtdunkle Eichengewölbe, auf schneeweiß stiebender Schlittenbahn, im vollen Galopp des Viererzuges, im Geläut der silbernen Glöckchen, und

so über den weiten Platz, der in seiner ganzen Größe schneebedeckt dalag. Und so vor das alte weiße Haus, das dastand als ein strahlender Anblick, die Fensterreihen blinkten von Lichtern, und so vor die Haustür, die mit weiß beschneiten Tannengirlanden geschmückt war. Der Widerhall der Schlittenglocken klang von allen Seiten zurück.

Der Schwung der Überraschung riss Montmorency hin. Beim Aussteigen schüttelte er den Schnee ab und rief Carol zu: „Eine herrliche Schlittenfahrt! Gerade, weil sie unmöglich ist, Sie Magier! Das nenn ich eine königliche Begrüßung! Also das ist Eichenort im Juli!“ Feierliche Umarmung.

„Dass Sie ein Sassenburg sind, wusste ich! Dass Sie aber Macht über die Elemente haben, weiß ich seit heute!“

Er schnippte sich den Schnee vom Pelz. Ein Körnchen Schnee führte er zum Munde. Mit einer Grimasse lachte er Carol an: „Salziger Schnee!“ Hochgehende Festwogen folgten. Es war wohl der schönste und geglückteste Abend, den Eichenort jemals gesehen hat. Es war vielleicht der Höhepunkt von Carols tönlichem Leben. Aber wer erkennt schon den Höhepunkt im zerrinnenden Augenblick, während er ihn erlebt?

Vier Wochen vorher. Gutsbüro in Eichenort. Vor Carol sein langjährig verbundener Lieferant Budgereit, der für den Herbst über Viehfutter und Kunstung abschloss.

Carol betrachtete prüfend die bunte Reihe der Probegläser mit den verschiedenen Sorten von Kunstdünger. Er fragte: „Budgereiten, nun sag mir mal, welches ist die weißeste Mischung in deiner Giftküche?“

Budgereit, höchst erstaunt: „Die weißeste? Wieso die weißeste?“ „Möglichst weiß wie Schnee!“ „Weiß? Dies ist weiß.“

Carol nahm das Probeglas, öffnete den Stöpsel und schüttelte den Inhalt zum Fenster hinaus.

„Schön, sehr schön“, sagte er und blickte auf den Kiesweg vor dem Haus.

„Wie heißt das Zeug?“ „Schwefelsaures Ammoniak, das Beste für die Hackfrucht.“

„Kannst du das als Fixgeschäft liefern, prompt zum Termin?“ „Jede Menge sicher wie Gold und zu jedem Tag.“

„Na, dann liefer mir mal zum ersten Juli prompt etwas schwefelsaures Ammoniak, sagen wir . . . zehn Waggons, adieu!“

Verdutzt war Budgereit nie. Aber er lieferte prompt. Daher kam es, dass in der Grafschaft Eichenort in jenem Jahr eine sagenhaft reiche Ernte eingebracht worden ist, Kartoffeln wie Melonen und Rüben wie Kürbisse, weil ein Montmorency aus dem reinsten Blut Frankreichs über den Kunstdung Schlitten gefahren war. Bei jeder Ernte von dicken Kartoffeln erzählen die Leute noch heute von dem Märchenbilde der Schlittenfahrt im Juli, die der Carol für einen provencalischen Königssonnen veranstaltet hat.

*Die Verfasserin, geb. 1890, war eine Nichte des Grafen Lehnendorf/Steinort, der Urgestalt der Carol-Schwänke. Das Manuskript wurde auf abenteuerliche Weise aus Ostpreußen in den Wirren der Flucht gerettet und nach dem Tode der Verfasserin (1963) von ihrem Ehemann Carl V. Lorck herausgegeben.*

# Das „neue“ Ostpreußische Landesmuseum

Die wenigen Regentropfen, die am 28. August 2018 bei der feierlichen Wiedereröffnung des Ostpreußischen Landesmuseums in Lüneburg fielen, konnten die gute Laune, die festliche Atmosphäre und die von Freude geprägten Mienen der fast 900 Gäste in St. Johannis nicht eintrüben. Die gastgebende Superintendentin Christine Schmid, selbst Tochter einer ostpreußischen Familie, leitete den Festakt mit einigen biographisch geprägten Worten ein, bevor dem Vorsitzenden des Stiftungsrates der Ostpreußischen Kulturstiftung – Trägerin des Museums – die Aufgabe zufiel, die lange Reihe der Ehrengäste zu begrüßen.

Staatsministerin Prof. Monika Grütters hatte kurz vor dem Festakt bereits eine Führung durch die neue Dauerausstellung mit Museumsdirektor Dr. Joachim Männert genossen und schwärmte: Hauptstadtniveau habe die neue Präsentation, ein wichtiger Kulturbaustein Deutschlands sei das Museum und eine Brücke ins östliche Europa, erst recht jetzt mit der neuen Deutschbaltischen Abteilung. Gerade junge Menschen könnten durch diese Auseinandersetzung mit der Geschichte die Bedeutung des Zusammenhalts für Europa erfahren, freute sich die Staatsministerin, die das Museum institutionell fördert und bei dieser Erweiterung der Hauptgeldgeber war.

Der niedersächsische Kultur- und Wissenschaftsminister Björn Thümler, selbst Osteuropahistoriker, hob die Bewahrung der kulturellen Identität Ostpreußens und des Baltikums hervor und sprach von einem einzigarti-

gen Schatz für die Hansestadt und einem „Highlight in der niedersächsischen Museumslandschaft“.

Die Anwesenheit aller drei baltischen Botschafter verlieh dem Festakt die ihm zustehende europäische Note. Auch Oberbürgermeister Ulrich Mädge, dessen Hansestadt eine lebendige Partnerschaft mit Estland pflegt, sowie der Vorsitzende der Deutschbaltischen Kulturstiftung, Thomas von Lüpke, wiesen auf die für Deutschland und Europa wichtige, verbindende Kulturarbeit des Museums hin.

Direktor Dr. Joachim Männert erläuterte abschließend Struktur, Methode und Zielgruppe der neuen Ausstellung. Immerhin soll diese sowohl die Erlebnisgeneration mit all ihrem Vorwissen und emotionalen Bindungen begeistern wie ebenfalls sicherstellen, dass auch Jüngere und Touristen ohne jede Verbindung zu Ostpreußen und den Deutschbalten das Museum in großer Zahl aufsuchen und dem Vergessen dieses Kulturraums Widerstand leisten. 17 Kapitel, über 1.300 Objekte, vieles zum Ausprobieren, Anfassen und Vertiefen, ein eigener Kinder-Rundgang – den Besuchern wird allerhand geboten!

Musikalisch wurde der Festakt von KMD Oskar Blarr umrahmt. Der aus Bartenstein stammende Organist und Komponist spielte geistliche Lieder ostpreußischer Komponisten von der Renaissance bis zur Romantik und ließ die Veranstaltung mit seiner Eigenkomposition „Zum ewigen Frieden“ würdig und angemessen ausklingen.



*Fotos: Ostpreußisches Landesmuseum*



*Museumscafé Bernstein im Scharffschen Haus*



*Bereich Literatur*



*Schreinmadonna aus der Zeit des Deutschen Ordens*



*Herzogtum und Königreich Preußen*



*Napoleon und Königin Luise*



*Bereich Bildende Kunst*



*Werke der Königsberger Kunstakademie*



*Bereich Religion*



*Die Landwirtschaft*



*Die Jagd*



*Pferdezucht in Trakehnen*



*Elchdiorama*



*Wisent*



*Weimarer Zeit und Erster Weltkrieg*



*Zeit des Nationalsozialismus*



*Darstellung der Flucht mit Zeitzeugenberichten*



*Beispiel einer Flüchtlingsunterkunft*



*Erinnerungen an die Heimat*



*Deutschbaltische Abteilung*



## Das außergewöhnliche Schicksal eines Altars

Im Allensteiner Heimatbrief vom Sommer 2016 berichtete Bruno Mischke über die Geschichte eines Altars, der von dem niedersächsischen Gut Wedesbüttel über die Marienburg nach Allenstein gelangte und heute in der Jakobikirche zu sehen ist. Es wurde vermutet, dass dieser Altar eine Schenkung des damaligen Eigentümers, Freiherr Wilhelm Grote, an Kaiser Wilhelm II. war. Diese Vermutung wurde nun bestätigt. Bei der Restaurierung des Altars wurde auf der Rückseite eine übermalte Tafel mit folgender Inschrift entdeckt:

*„Freiherr Wilhelm Grote, Herr auf Wedesbüttel, brachte Seiner Majestät dem Kaiser diesen Altarschrein für die Schloßkirche zu Marienburg dar beim Johanniterfest am 5. Juni 1902.“*

Der Altar steht nun wieder in frischem Glanz in der Jakobikirche.



Foto: Irene Baklazeo

# Stiftung Allenstein gegründet



## Anerkennung

Die von der Stadtgemeinschaft Allenstein e.V., vertreten durch dessen Vorsitzenden, Herrn Gottfried Hufenbach, durch Stiftungsgeschäft vom 20.11.2018 als selbstständige Stiftung privaten Rechts errichtete

„Stiftung Allenstein“

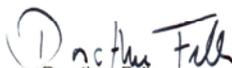
mit Sitz in Gelsenkirchen

wird einschließlich der Stiftungssatzung vom 20.11.2018 als rechtsfähig anerkannt.

Münster, den 27. November 2018

Bezirksregierung Münster



  
Dorothee Feller

# Warum die Gründung einer Stiftung?

Anlass für die Überlegungen zur Gründung einer Stiftung war die Auflage des Finanzamts in dem letzten Freistellungsbescheid, unsere Rücklagen bis Ende 2018 deutlich zu reduzieren, da die Mittel eines gemeinnützigen Vereins nicht beliebig angespart werden dürfen, sondern zeitnah für die Satzungszwecke einzusetzen sind.

Nach ausführlichen Diskussionen sah der Vorstand in der Gründung einer Stiftung die beste Lösung, um einerseits der Forderung des Finanzamts nachzukommen und andererseits auch langfristig unsere vordringlichen Satzungsziele, die Unterstützung unserer in der Heimat verbliebenen Landsleute und den Erhalt des Allensteiner Heimatmuseums, zu sichern.

## Vorteile einer Stiftung

Der wesentliche Vorteil einer Stiftung ist, dass das Stiftungskapital erhalten bleibt und die Stiftungszwecke aus den Erträgen zu erfüllen sind.

Ein weiterer Vorteil ist, dass Zuwendungen an eine Stiftung steuerlich unbeschränkt abzugsfähig sind, wobei zwischen Zustiftungen und Spenden zu unterscheiden ist.

## Zustiftungen

Zustiftungen dienen der Erhöhung des Stiftungskapitals.

## Spenden

Spenden sind für die unmittelbare Erfüllung der Stiftungsziele bestimmt.

## Zuwendungsbestätigung

Bei Zuwendungen bis 200 Euro genügt als Nachweis der Beleg der Überweisung mit dem Kontoauszug. Für Zuwendungen über 200 Euro erhalten Sie unangefordert eine Zuwendungsbestätigung.

## Bankverbindung

Zustiftungen und Spenden können ab sofort auf das Konto der Stiftung Allenstein, Volksbank Ruhr Mitte, BIC GENODEM1GBU, IBAN DE37 4226 0001 0511 5368 00 eingezahlt werden.

## Eintrag in das Goldene Buch

Die Namen aller Spender, die der Stiftung einen Betrag von mindestens 500 Euro zuwenden, werden in das „Goldene Buch der Stadt Allenstein“ eingetragen. Wie die Ehrenbürger der Stadt und die Ehrenmitglieder der Stadtgemeinschaft bleiben ihre Namen für immer mit unserer Heimatstadt verbunden.

# Satzung der Stiftung Allenstein

## § 1 Name, Rechtsform, Sitz

1. Die Stiftung führt den Namen „Stiftung Allenstein“.
2. Sie ist eine rechtsfähige Stiftung des bürgerlichen Rechts.
3. Die Stiftung hat ihren Sitz in Gelsenkirchen.

## § 2 Stiftungszweck

1. Die Stiftung verfolgt folgende Zwecke:
  - a. Förderung der Heimatkunde im Bereich der ostpreußischen Siedlungs- und Kulturgeschichte als Teil der deutschen und europäischen Geschichte,
  - b. Förderung der Heimatpflege durch Unterstützung der in der Heimat verbliebenen Deutschen und ihrer Nachkommen bei dem Bestreben, ihre Identität zu bewahren und der Bevölkerung des östlichen Nachbarstaates deutsche Geschichte, Kultur und Kunst zu vermitteln.
2. Der gemeinnützige Stiftungszweck soll insbesondere erreicht werden durch
  - a. Erhalt und Pflege des Allensteiner Heimatmuseums in Gelsenkirchen,
  - b. Unterstützung der deutschen Volksgruppe und der deutsch-polnischen Begegnungsstätte „Haus Kopernikus“ in Allenstein/Olsztyn,
  - c. Förderung der Städtepartnerschaft zwischen den Städten Gelsenkirchen und Allenstein/Olsztyn sowie der Partnerschaft zwischen dem Landkreis Osnabrück und dem Landkreis Allenstein/Powiat Olsztyn.
3. Ein Anspruch auf Leistung der Stiftung besteht nicht und wird auch nicht dadurch erworben, dass die Stiftung mehrfach oder über einen längeren Zeitraum Förderung gewährt. Eine nachhaltige Verwirklichung der Stiftungszwecke ist jedoch sicherzustellen.

## § 3 Steuerbegünstigung

1. Die Stiftung verfolgt ausschließlich und unmittelbar gemeinnützige Zwecke im Sinne des Abschnittes „Steuerbegünstigte Zwecke“ der Abgabenordnung.
2. Die Stiftung ist selbstlos tätig; sie verfolgt nicht in erster Linie eigenwirtschaftliche Zwecke.
3. Die Mittel der Stiftung dürfen nur für die satzungsgemäßen Zwecke verwendet werden. Die Stifterin und ihre Rechtsnachfolger erhalten keine Zuwendungen aus Mitteln der Stiftung. Es darf keine Person durch Ausgaben, die dem Zweck der Stiftung fremd sind, oder durch unverhältnismäßig hohe Vergütungen begünstigt werden.

## § 4 Stifter, Stiftungsvermögen und Stiftungsmittel

1. Gründungsstifter ist die Stadtgemeinschaft Allenstein e.V.
2. Das Stiftungsvermögen (Grundstockvermögen) ergibt sich aus dem Stiftungsgeschäft und beträgt bei Errichtung der Stiftung 70.000,00 Euro. Das Stiftungsvermögen ist von anderen Vermögen getrennt zu halten. Es ist sicher und ertragreich anzulegen. Umschichtungen sind in diesem Rahmen zulässig.
3. Die Stiftung ist ermächtigt, Zustiftungen und Spenden anzunehmen, sofern sie derselben Zweckbestimmung dienen.
4. Das Stiftungsvermögen ist in seinem Wert grundsätzlich ungeschmälert zu erhalten. Es kann ausnahmsweise bis zur Höhe von 10 Prozent seines Wertes in Anspruch genommen werden, wenn der Stiftungszweck nicht anders zu verwirklichen ist und die Rückführung der entnommenen Vermögenswerte zum Stiftungsvermögen innerhalb der drei folgenden Jahre sichergestellt ist. Die Erfüllung der Satzungszwecke darf durch die Rückführung nicht wesentlich beeinträchtigt werden.
5. Die Stiftung erfüllt ihre Aufgaben
  - a. aus den Erträgen des Stiftungsvermögens,
  - b. aus sonstigen Einnahmen, soweit diese nicht zur Erhöhung des Grundstockvermögens bestimmt sind.
6. Die Stiftung darf keine Verpflichtungen eingehen, die nicht aus den Erträgen des laufenden Jahres erfüllt werden können und keine Verfügungen über die Erträge des Stiftungsvermögens künftiger Jahre treffen.

## § 5 Organ der Stiftung

Organ der Stiftung ist der Vorstand.

## § 6 Stiftungsvorstand

1. Der Stiftungsvorstand besteht aus dem Vorsitzenden, seinem Stellvertreter und einem weiteren Mitglied. Die Bestellung des Vorstands erfolgt durch die Stifterin. Bei Auflösung des Vereins erfolgt die Bestellung durch die Kreisgemeinschaft Allenstein e. V.
2. Der Vorstand vertritt die Stiftung gerichtlich und außergerichtlich. Er hat die Stellung eines gesetzlichen Vertreters. Er handelt durch seinen Vorsitzenden gemeinsam mit dessen Vertreter oder einem weiteren Mitglied. Bei Verhinderung des Vorsitzenden handelt dessen Vertreter gemeinsam mit einem weiteren Mitglied.
3. Die Amtszeit beträgt fünf Jahre. Die Wiederernennung ist zulässig. Nach Ablauf der Amtszeit bleibt der Vorstand bis zur Ernennung des Nachfolgers im Amt.

4. Die Tätigkeit des Vorstands ist ehrenamtlich. Anfallende Auslagen werden ersetzt.
5. Der Vorstand ist beschlussfähig, wenn mindestens zwei Mitglieder anwesend sind. Bei Stimmengleichheit entscheidet die Stimme des Vorsitzenden, bei seiner Abwesenheit die Stimme des Stellvertreters.
6. Über die Beschlüsse des Vorstands ist Protokoll zu führen. Die Protokolle sind vom Vorsitzenden bzw. seinem Stellvertreter zu unterzeichnen.
7. Beschlüsse im Umlaufverfahren sind zulässig. Dies gilt nicht für Beschlüsse nach § 8.
8. Der Stiftungsvorstand führt die Geschäfte der Stiftung. Zu seinen Aufgaben zählen insbesondere:
  - a. die Verwaltung des Stiftungsvermögens,
  - b. die Entscheidung über die Vergabe der Stiftungsmittel,
  - c. die Buchführung über den Bestand und Veränderungen des Stiftungsvermögens sowie über die Einnahmen und Ausgaben der Stiftung,
  - d. die Aufstellung des Wirtschaftsplanes für das kommende Geschäftsjahr,
  - e. die Erstellung eines Jahresabschlusses mit einer Einnahmen-Ausgabenrechnung, einer Vermögensübersicht und eines Berichts über die Erfüllung der Stiftungszwecke.
9. Die Mitglieder des Vorstands haften nur für Vorsatz und grobe Fahrlässigkeit, sofern sie unentgeltlich tätig sind oder für ihre Tätigkeit eine Vergütung erhalten, die 720 Euro jährlich nicht übersteigt.

### **§ 7 Geschäftsjahr, Rechnungslegung**

1. Das Geschäftsjahr der Stiftung ist das Kalenderjahr.
2. Die Stiftung ist verpflichtet, über ihr Vermögen, ihre Einnahmen und Ausgaben Buch zu führen und der Stiftungsbehörde innerhalb von drei Monaten nach Ablauf des Geschäftsjahres einen Jahresabschluss mit Einnahmen- und Ausgabenrechnung, einer Vermögensübersicht einschließlich eines Berichts über die Erfüllung der Stiftungszwecke vorzulegen.

### **§ 8 Satzungsänderungen, Umwandlung und Aufhebung der Stiftung**

1. Über Satzungsänderungen, die nicht den Stiftungszweck betreffen oder die Organisation der Stiftung nicht wesentlich verändern, beschließt der Vorstand. Der Beschluss ist der Stiftungsbehörde innerhalb eines Monats nach Beschlussfassung mitzuteilen.
2. Wenn aufgrund einer wesentlichen Veränderung der Verhältnisse die Erfüllung des Stiftungszwecks nicht mehr sinnvoll erscheint, kann der Vorstand den Stiftungszweck ändern oder einen neuen Stiftungszweck beschließen. Der Beschluss bedarf der Genehmigung durch die Stiftungsbehörde. Der

neue Stiftungszweck muss ebenfalls steuerbegünstigt sein. Hierzu ist die Aussage des zuständigen Finanzamtes erforderlich.

3. Der Vorstand kann einstimmig den Zusammenschluss mit einer oder mehreren anderen steuerbegünstigten Stiftungen oder die Auflösung der Stiftung beschließen, wenn die Umstände es nicht mehr zulassen, den Stiftungszweck dauernd und nachhaltig zu erfüllen und auch die nachhaltige Erfüllung eines nach Abs. 2 geänderten oder neuen Stiftungszwecks nicht in Betracht kommt. Die durch den Zusammenschluss entstehende neue Stiftung muss ebenfalls steuerbegünstigt sein.

### **§ 9 Vermögensanfall**

Bei Aufhebung oder Auflösung der Stiftung oder bei Wegfall ihrer steuerbegünstigten Zwecke fällt das Restvermögen an die Kreisgemeinschaft Allenstein e. V. Diese hat es unter Beachtung des Stiftungszweckes unmittelbar und ausschließlich für gemeinnützige oder mildtätige Zwecke zu verwenden.

### **§ 10 Stiftungsbehörde**

Stiftungsbehörde ist die Bezirksregierung Münster, oberste Stiftungsbehörde ist das Ministerium des Inneren des Landes Nordrhein-Westfalen. Die gegenüber der Stiftungsbehörde bestehenden Unterrichts-, Anzeige- und Genehmigungspflichten sind zu beachten.

### **§ 11 Stellung des Finanzamts**

Unbeschadet der sich aus dem Stiftungsgesetz ergebenden Genehmigungspflichten sind Beschlüsse über Satzungsänderungen und über die Auflösung der Stiftung dem zuständigen Finanzamt anzuzeigen. Bei Satzungsänderungen, die den Zweck der Stiftung betreffen, ist zuvor eine Stellungnahme des Finanzamts zur Steuerbegünstigung einzuholen.

### **§ 12 Inkrafttreten**

Die Satzung tritt mit dem Tage der Aushändigung bzw. der Zustellung der Anerkennungsurkunde in Kraft.

Der Stiftungsvorstand

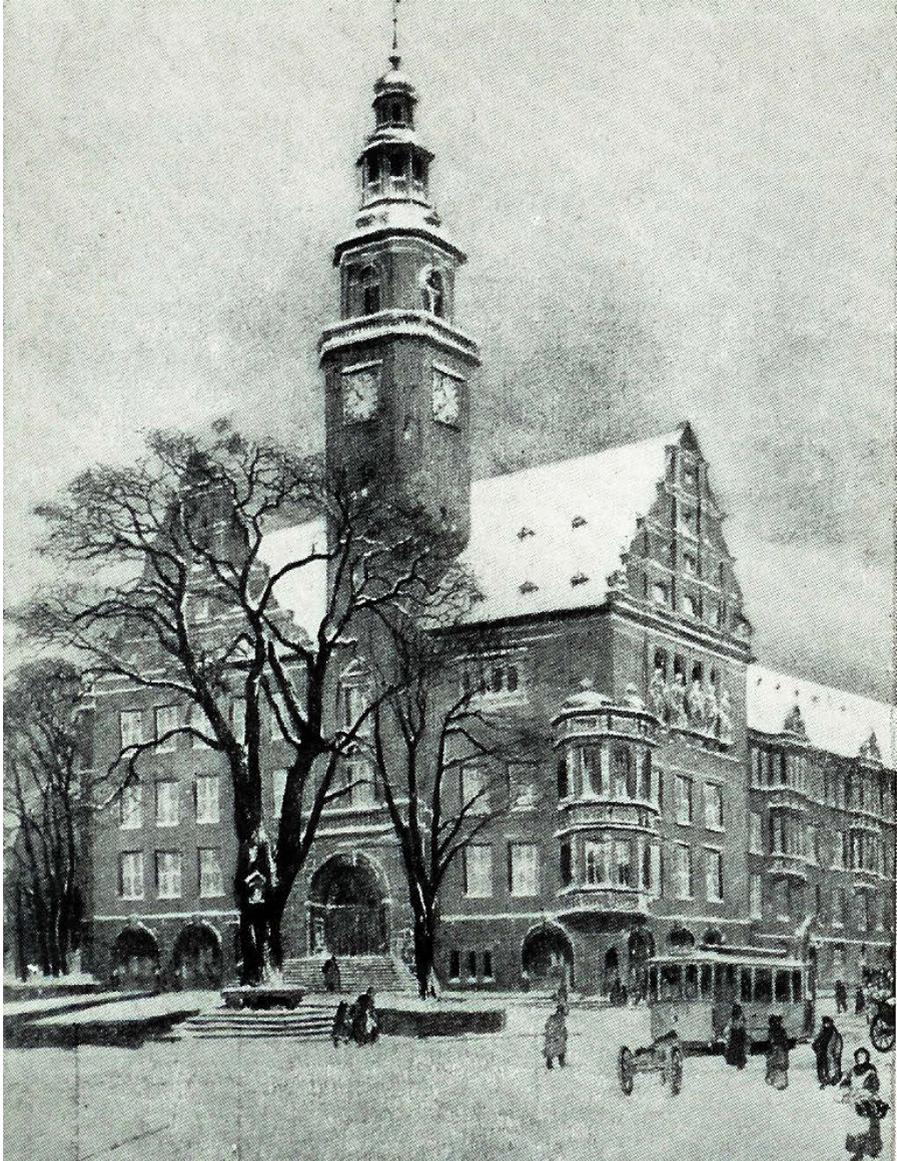
Gottfried Hufenbach

Stefan Hein

Waldemar Malewski

# Unsere Flucht aus Allenstein

Nach Erinnerungen von Gertrud Seemüller, geb. Pudelski



Am 1. April war Ostern und wir feierten Auferstehung mit der Hl. Messe. Unser Kreuzweg war noch nicht zu Ende, aber wir freuten uns, noch am Leben zu sein. Die Front rückte immer näher, und die Angriffe auf Pillau gingen unvermindert weiter. Es gab kein Entkommen, das Pfeifen und Heulen der Stalinorgeln nahm zu. Nur derjenige kann dies ermessen, der es selbst mitgemacht hat. Endlich war es soweit. Am 8. April 1945 kommt unser Betreuer, Herr Simonait, und hat für uns die begehrten Schiffskarten. Es ist ein Schiff mit Verwundeten, die „Karin Bornhofen“, und auf Deck wären noch Plätze frei für Familien mit Kindern über zehn Jahren.

Das war unsere Rettung. Am 10. April abends sollte die „Karin Bornhofen“ auslaufen. Wir gingen zum Hafen und erreichten das Schiff unter schwersten Anstrengungen. Während der Einschiffung piffen uns Geschosse der russischen Artillerie um die Ohren. Tausende Flüchtlinge mit ihren Trecks (Pferdewagen) oder Handwagen, aber auch viele ohne Gepäck, waren im Pillauer Hafen und warteten auf Rettung.

Um 20.00 Uhr sollte unser Schiff auslaufen. Kaum hatten wir den Hafen verlassen, kam ein Großangriff auf Pillau. Eine große Zahl von Phosphorbomben wurden über der Stadt abgeworfen. Pillau brannte lichterloh. Der Himmel verfärbte sich glutrot. Wir waren froh und dankten Gott, dass wir den Hafen in letzter Minute verlassen konnten. Wir befanden uns auf Deck, und das Schiff fuhr mit voller Fahrt. Die Nacht auf See war sehr kühl, in Decken gehüllt wandelten wir wie Nachtgespenster hin und her. Wir froren. Dann endlich graute der Morgen, und

wir kamen in der Ostsee vor der Halbinsel Hela zum Stehen. Die Ostsee war stark vermint. So kam der Befehl, dass wir hier warten sollten, bis ein Geleit mit Mienenräumbooten eintraf. Es war herrlichstes Wetter, blauer Himmel und keine Wolke zu sehen. Es war 10.00 Uhr vormittags, da sahen wir Flugzeuge am Himmel. Da meine Schwester Hilde Rot-Kreuz-Helferin war, betreute sie mit der Cousine die Verwundeten im Schiffsraum. Die Matrosen sagten zu den beiden, die Flugzeuge wären Aufklärer der Russen. Wir müssten heute mit drei Angriffen rechnen, um 11.00, 13.00 und um 15.00 Uhr. Hoffentlich überleben wir das! Der Kapitän unseres Schiffes hatte noch keinen Befehl erhalten weiterzufahren. Er musste sich daranhalten. Befehl ist Befehl.

Pünktlich um 11.00 Uhr kam der erste Angriff. Der Kapitän meldete: „Ein großer Kampfverband russischer Flugzeuge ist über uns“. Eine helle Aufregung herrschte auf dem Schiff. „O, Maria hilf“ wird auf unserer Seite des Schiffdecks gesungen. Schon sausten die ersten Bomben nieder, dicht an der „Karin Bornhofen“ vorbei. Unsere Schiffsflak schoss aus vollen Rohren. Die Angst nahm überhand, ein lautes Weinen und Schreien brach aus. Dann war die Hauptgefahr für unser Schiff vorüber, denn die Flieger stürzten sich wie die Habichte auf andere Schiffe, die nicht weit entfernt von uns lagen. Ein Schiff wurde in Brand geschossen und ein anderes schwer beschädigt. Wir waren froh, dass dieser Angriff zu Ende war. Pünktlich um 13.00 Uhr kam ein noch größerer Kampfverband. In drei Wellen griffen die Flugzeuge an. Die ersten Bomben krachten. Unser Schiff

hatte einen Treffer am Heck abbekommen. Der ganze Schiffsrumpf wackelte. Wir hatten Glück. Es war ein Blindgänger. Maria hatte uns bis jetzt geholfen und geschützt. Sie breitete über uns ihren Mantel aus.

Die Hölle war los. Rechts und links von uns standen Schiffe in Brand. Das Lazarettschiff „Posen“ - vielleicht zwanzig Meter von uns entfernt - hatte einen Volltreffer erhalten und einen zweiten am Bug. Das Schiff war weiß und mit dem Zeichen des Roten Kreuzes versehen. Alle Lazarettschiffe standen unter dem Schutz des Genfer Abkommens. Der Russe hielt sich nicht daran. Die „Posen“ sank in kurzer Zeit. Es war ein Drama, dies mit eigenen Augen ansehen zu müssen. Wir hörten die Schreie. Als brennende Fackeln sprangen die Menschen vom Schiff „Posen“ in die Ostsee und starben in dem eiskalten Wasser. Trotzdem wurden noch etliche Menschen von Matrosen gerettet, die sie mit Rettungsbooten aus dem Wasser zogen. Auch zu uns aufs Deck kamen Menschen, die dann von der Tragödie, die sich auf diesem Schiff abgespielt hat, berichteten. Viele Soldaten, die verletzt auf den Bahren in den Gängen lagen, wurden von den Flüchtenden zertrampelt. Wer laufen konnte, sprang lieber in die See, als zu verbrennen. Es war ein Elend ohne gleichen. Der zweite Angriff war zu Ende und wir lebten noch. Dem Himmel sei Dank. Es kam ein Offizier mit einigen Matrosen und rief: „Halten Sie bitte den Kindern die Augen und Ohren zu“. Sie trugen jemanden auf der Bahre. Da vor unseren Füßen noch reichlich Platz war, wurde die Bahre vor uns abgestellt. Trotzdem hörte ich

das Stöhnen, und dann wurde eine Decke über die Bahre geworfen. Meine Schwester Hilde sagte später, der Körper sei kohlrabenschwarz gewesen, wie geröstet. Es soll der Maschinist der „Posen“ gewesen sein. Man wickelte den Mann in Segeltuch, beschwerte ihn mit Steinen, salutierte und warf den Körper in die See. Dieses Röcheln kann ich bis zum heutigen Tag nicht vergessen. Die schrecklichen Bilder von Hela sind mir so im Gedächtnis geblieben, als wenn es gestern gewesen wäre. Was musste man als Kind nicht alles miterleben? Wie sollte man das alles verkraften? Was ist ein Leben wert?

Unser Schiff bekam noch immer keinen Befehl weiter zu fahren. Wir sollten noch bis zum Eintreffen der Mienenräumungsboote am späten Nachmittag warten. Unser Schiff war nun das größte, und die Matrosen sagten zu meiner Schwester Hilde, die ja Rot-Kreuz-Schwesternhelferin war: „Den nächsten Angriff werden wir nicht mehr überstehen“. Bombenangriffe auf dem Land sind schon schlimm genug, aber auf dem Wasser noch viel, viel schlimmer. Wasser hat keine Balken. Dieses Warten wurde zur Ewigkeit, denn der dritte Angriff stand kurz bevor. Es war 14.30 Uhr. Auf einmal - ganz unerwartet - setzte sich unser Schiff in Bewegung und fuhr los.

Unser Kapitän war ohne Befehl, ganz auf eigene Verantwortung, in See gestochen. Er hatte uns somit alle gerettet. Ohne Geleitschutz, nur mit zwei kleinen Mienenräumbooten voraus, kamen wir am 13. April 1945 in Kopenhagen an. Wie die Matrosen meiner Schwester Hilde berichteten,

hatte das Schiff den Funkpruch erhalten, dass nach dem Ausschiffen der Verwundeten und der Flüchtlinge der Kapitän der „Karin Bornhofen“ wegen Befehlsverweigerung vor ein Kriegsgericht gestellt werden sollte. Im Hafen von Kopenhagen lagen bereits viele deutsche Schiffe mit Flüchtlingen seit Tagen vor Anker. Wegen des erhaltenen Funkpruchs wurden wir entgegen des sonstigen Verfahrens sofort nach den verletzten Soldaten ausgeschifft.

Wir hörten nie wieder etwas von diesem mutigen Kapitän, der uns mit seiner Befehlsverweigerung das Leben rettete.

Am nächsten Morgen, es war der 14. April 1945, wurden wir mit dem Zug weiterbefördert. Die Fahrt war sehr schön. Endlich Frieden und keine Bomben mehr, und wir lebten. Am nächsten Tag erreichte unser Zug das kleine Städtchen Nystedt. Von deutschen Soldaten wurden die Flüchtlinge hier empfangen und auf verschiedene Lager verteilt. Unser Quartier hieß der „Skansen Pavillon“. Es war ein Sommererholungsort dicht an der Ostsee. Hier wurden einhundertsechzig Flüchtlinge untergebracht. Wir hatten ein Einzelzimmer, sprich einen Raum für uns sechs Personen zugewiesen bekommen. Unser erstes Bedürfnis war, uns zu waschen. Die Wasserleitung war gesperrt, und so blieb uns nichts anderes übrig, als an die Ostsee zu gehen. Es war April und das Wasser eiskalt. Erst am nächsten Tag bekamen wir Wasser und Licht. Mit einem Lastwagen wurde uns die Verpflegung herangeschafft. Das Lagerleben kam uns in den ersten Tagen sehr fremd vor. Am

nächsten Tag saßen wir zum Mittagessen mit einer anderen Familie am Tisch zusammen. Plötzlich fasste sich der Vater der Familie hinten am Krage, legte etwas zwischen seine beiden Daumen, es knackte und Blut kam heraus. Sein Kind fragte: „Papa, was machst Du da?“ „Ach, es war nur eine Laus (Kleiderlaus)“, erwiderte der Vater. Wir waren so geschockt, dass uns nichts mehr schmeckte. Bis dahin waren wir von diesen kleinen Haustieren verschont geblieben. Wir mieden diese Menschen dann so gut es ging, um keine Ableger zu bekommen. Wir gewöhnten uns bald an diese neue Situation.

Mutters Silberlinge aus der Spardose kamen jetzt zum Einsatz. Zuerst wurde etwas für Mutter im Schwarzhandel mit Dänen gekauft. Sie war die Ärmste von uns, da ihr Koffer auf der Flucht gestohlen worden war. Einmal ein Stück Torte mit Schlagsahne, das war das Höchste für uns. Solch volle Geschäfte mit Waren und all die leckeren Torten und Kuchen! Dies alles hatten wir während des Krieges nicht gesehen. Mit den Silberlingen wurde natürlich sehr sparsam gewirtschaftet. Wer noch etwas an Schmuck oder Wertsachen hatte, setzte dieses nun um. Man sah uns Flüchtlingen die Armut und unser Elend an.

Nystedt machte einen netten und sauberen Eindruck. Ein paar Tage später gab es für uns eine schöne Überraschung. Ein jeder sollte alle zehn Tage zehn Kronen erhalten. Jeden Tag wurde nach den Kronen gefragt. Wir konnten es gar nicht erwarten, uns etwas von den schönen leckeren Torten kaufen zu können. Es war ein Donnerstag, als vormittags ein Herr Prill

und ein Frl. Andres von der Verwaltung bei uns erschienen und die Kronen aushändigten. Wir alle im Pavillon freuten uns sehr. Eiligst ging es nun in die Stadt, und es dauerte nicht lange, da hatte unser Hunger auf Süßes einige Kronen bald verzehrt. So lebten wir ungefähr drei Wochen ruhig und sorglos im Pavillon. Mit der Kapitulation von Deutschland am 8. Mai 1945 war der Umschwung schnell da. Unsere Soldaten verließen uns bald. Vor unserem Pavillon stand nun die dänische Feuerwehr und bewachte uns. Nun war unsere goldene Freiheit nach nur kurzer Zeit wieder zu Ende. Am 9. Mai 1945 waren wir unter Bewachung dänischer Widerstandsgruppen hinter Stacheldraht gebracht worden. Es war ein Barackenlager, das deutsche Soldaten bereits verlassen hatten. Wie eine Viehherde trieb man uns durch Nystedt. Die Fenster der Dänen öffneten sich. Sie bewarfen uns mit Tomaten und Eiern und riefen: „Tyski Schwin“ (Deutsche Schweine). Mutter, die nicht so schnell laufen konnte, wurde von einem jungen Wachmann mehrmals geschlagen. Auf einmal drehte sie sich um und sagte: „Sie könnten ja mein Sohn sein. Eine Mutter schlägt man nicht!“ Er verstand gut Deutsch und schlug sie daraufhin nicht mehr. Es war fürchterlich, als Kind dies miterleben zu müssen. Vielleicht war der junge Soldat auch nur aufgehetzt oder hat auch selbst böse Erfahrungen mit den Deutschen gemacht.

Einen Tag zuvor, am 8. Mai, ist meine Schwester Hilde schwer krank geworden, und war nicht transportfähig. Jetzt kam der Zusammenbruch nach

allem, was wir in diesen vier Monaten Flucht erlebt hatten. Am nächsten Tag war ihr Fieber so hoch, dass das Thermometer nicht mehr anschlug, es endete bei einundvierzig Grad. Hilde hatte Nervenfieber und fantasierte stark. Es gab keinen Arzt. Eine deutsche Diakonissin (evangelische Schwester) nahm sich ihrer an und besorgte Hilde einen Platz auf einem Lastwagen. Damit wurde auch unsere letzte Habe befördert. Man legte sie auf einige der Koffer. Auf dem Lastwagen waren noch alte und kranke Menschen. Die Diakonissin rief nur nach Wasser, damit sie meiner Schwester die Stirn kühlen konnte. Mehr konnte sie für Hilde nicht tun. Sie meinte, es wäre ein Nervenfieber mit Nervenzusammenbruch. Das Fieber müsse sie herunterbringen, so schnell es ginge. Uns blieb nur, auf Gott zu hoffen, damit Hilde doch noch überlebt.

Als die herumstehenden Menschen sahen, dass eine junge Frau auf dem Gepäck lag, versuchten diese, Hilde von dem LKW herunterzuziehen, da man sie für eine Simulantin hielt. Die Diakonissin, die selber am Stock ging, nahm diesen und schlug wie wild auf diese vielen Hände ein. Endlich ließen die Menschen von Hilde ab. Als Kind war es schrecklich, diese Szenen zu erleben und zu verarbeiten. Wie wurden wir doch seelisch belastet und hatten keinen Psychologen zur Seite. Was war ein Menschenleben in der damaligen Zeit wert?

Im Lager hinter Stacheldraht bekamen unsere Familie neben der Waschküche einen Raum zugewiesen, den wir mit anderen Leuten teilten. Durch den Einsatz der tapferen Diakonissin ging es meiner Schwester

in ein paar Tagen wieder besser, und sie erholte sich wieder. Von diesem Sammellager aus sollten wir auf andere Lager verteilt werden. Hier wurden die Tage zur Ewigkeit. Viele Gerüche machten immer wieder die Runde. Wir waren von Deutschland ja nicht weit entfernt. Mit Spielen und Gesang versuchten wir uns, die Zeit zu verkürzen. Als wir uns an diesen Zustand gewöhnt hatten - es herrschten elende Verhältnisse - wurden wir wieder auf verschiedene Lager aufgeteilt. Am 15. Juni 1945 sind wir als die letzten einhundertfünfzig Flüchtlinge aus Nystedt nach Nørregaard gebracht worden. Auf dem Dachboden eines langen dänischen Kornspeichers fanden einhundertfünfzig Menschen ihr neues Zuhause. Alle Frauen, Kinder und alte Männer mussten in diesem Raum auf einem Strohlager leben. Das Stroh war alt und dreckig. Auch viel Unrat war darunter. Dann bekamen wir auch noch Kopfläuse. Es war ein fürchterlicher Zustand. Es gab kein Privatleben. Jeder sah dem anderen zu, was er machte. Jede Familie machte sich einen schmalen Gang zu ihrer Schlafstätte. Wollte man sich auf sein Strohlager legen, so musste man zuerst über den anderen steigen. Dann die Gerüche von den einhundertfünfzig Menschen in einem heißen Sommer! So nahm jeder seine letzten Decken oder was man sonst noch hatte und befestigte diese an den Dachbalken mit Bindfaden oder Ähnlichem. Unsere Behausung konnte man mit einer Schweinebucht mit Stroh vergleichen. Mit unseren Mänteln, Kleidern oder Sonstigem deckten wir uns zu. Durch diese Abgrenzung hatten wir alle so etwas wie eine private Atmosphäre. Die vordere Hälfte

unseres Speichers diente als Ess- und Aufenthaltsraum. Dort waren lange Tische und Bänke aufgestellt.

Ein kleines Stück Pferdekoppel war unser Auslauf, mit Maschendraht umzäunt und von Dänen bewacht. Es gab auch nette Bewacher unter den Dänen und später lockerte sich das Leben etwas auf.

Einmal im Monat gab es einen lustigen Abend mit Gesang und Musik, an dem auch die Posten teilnahmen. Der dänische Lagerleiter durfte davon nichts erfahren, so dass ein Posten immer Wache schieben musste. Kam eine Kontrolle, so gab er Bescheid, und das Vergnügen war gleich vorbei. Auch glaube ich, dass da einige Liebschaften entstanden sind. Zu der damaligen Zeit interessierte mich dies allerdings nicht. Diese jungen Freiheitskämpfer sahen, dass wir Flüchtlinge auch Opfer der Politik waren. Denn öfters steckten sie uns durch den Zaun etwas Essbares zu, was unter Strafe verboten war. So lebten wir den ganzen Sommer dahin und warteten auf unsere Befreiung, die nicht kam. Am Anfang hungerten wir hier, denn die Verpflegung war sehr knapp. Milch für Kinder gab es zuerst keine. Später bekamen die Kleinkinder einen halben Liter pro Tag, und die bis vierzehnjährigen Jugendlichen einen viertel Liter. Meine Schwester Eva, die kurz vor ihrem fünfzehnten Geburtstag war, bekam nichts. Sie war die dünnste und magerste von uns. Mutter gab ihr immer etwas mehr von unserer Verpflegung und hungerte selbst. Auch von meiner Milch bekam sie einen Teil ab. blieb nach der Verteilung der Milch im Lager etwas übrig, bekam sie zusätzlich noch eine Tasse. Trotzdem wurde sie damals nie richtig satt. Um nicht zu

weinen, biß sie sich in die Hand. Die Narben kann man immer noch sehen. Es änderte sich später einiges an der Verpflegung, und es wurde besser. Wir fühlten uns in den ersten Tagen und Wochen in Nørregaard gar nicht wohl. Doch wir mussten uns fügen, was blieb uns übrig. Die Tage schlichen so dahin, und wir versuchten, uns auf dieser umzäunten, kleinen Pferdekoppel zu beschäftigen. Bei schönem Wetter saß man in einer Ecke dieser Koppel. Die Decke wurde am Zaum und auf der anderen Seite an einem Stück Holzstab festgemacht, um keinen Sonnenstich zu bekommen. Oder man wartete, bis der Kornspeicher etwas Schatten abwarf. Auch als Kind spürte man dieses Gefangensein. Die Menschen hier ließen sich nicht unterkriegen. Wir beschäftigten uns mit allerlei Sachen, um nicht zu verblöden. Fräulein Wermke war Lehrerin und beschäftigte vormittags die Kinder mit Schulaufgaben. Wir konnten nur auf Toilettenpapier schreiben, anderes Papier gab es nicht. Auch gab sie für die älteren Kinder, die schon in die höheren Schulen gingen, und für Erwachsene Sprachunterricht in Englisch.

Ein Fräulein Neske gab Mathematikunterricht. So hatte man doch seine Schulaufgaben zu machen. Im Juli wurde ein Sportfest im Laufen, Springen und Werfen veranstaltet. Wenn jemand Geburtstag hatte, gab es einen Tanzabend mit Einverständnis der diensthabenden Wachposten, die offiziell für diese Zustimmung keine Erlaubnis hatten. So hatten die Bewacher auch eine Abwechslung.

Die Tage liefen dahin. Der Sommer ging zu Ende und der Winter stand vor

der Tür. Auf diesem Speicher konnten wir im Winter nicht bleiben. Wir wären da sonst alle erfroren. Es war Dienstag, der sechste November, da wurden wir einhundertfünfzig Menschen auf Lastwagen verladen und nach Saksköbing gebracht. Weiter ging es in einem Zug nach Kopenhagen. Von dort aus mit einem alten Kohlefrachter über das Kattegatt (Meeresenge zwischen Schweden und Jütland) - bei einem Sturm mit Windstärke elf bis zwölf - nach Aalborg. Wie wir später hörten, soll auf der Rückfahrt dieses alte Schiff im Kattegatt untergegangen sein.

Es fanden sich in einem Tagebuch Zeilen, die meine ältere Schwester Hilde aufgezeichnet hat, und ein Kurzbericht meiner Schwester Eva, die fünfzehn Jahre alt geworden war.

„Am Freitag, den 14. September 1945, feierte ich meinen fünfzehnten Geburtstag. Früh am Morgen wurde ich von einem zarten Gesang geweckt. Viele Gratulanten hatten sich in unserem Essraum versammelt und sangen mir zu meinem Ehrentag „Lobt froh den Herrn“ und unser schönes Ostpreußenlied. Als ich später dann an meinem Geburtstagstisch stand, konnte ich vor Staunen kaum den Mund zumachen. Ich freute mich so sehr über die herrlichen Blumensträuße. So reich hatte ich mir meinen Geburtstagstisch nicht vorgestellt. Am Vormittag hatte sich ein dänischer Geistlicher angemeldet, denn er wollte einen Gottesdienst für uns abhalten. Alle Vorbereitungen wurden getroffen, und es dauerte nicht lange, bis der Altar fertig war. Nach dem Gottesdienst wurde Dietmar Krüger, der acht Wochen alt war, getauft. Besonders am

Nachmittag dachte ich an unser Zuhause zurück. An meinen letzten Geburtstag daheim, an meine Freundinnen Hilde Maik und Agathe Groß. Wer weiß, wo sie heute stecken? Ob sie an mich denken oder...?

Diese bangen Fragen wirbelten mir durch den Kopf. Keiner weiß vom anderen wie schrecklich diese Zeit ist. Aber mit festem Gottvertrauen wird es weitergehen.“

Meine Schwester Hilde notierte: „In Nørregaard leben wir nun weiter. Es reiht sich Woche an Woche, und keine Aussicht besteht, nach Deutschland transportiert zu werden. Aber etwas Erfreuliches haben wir doch in unserem Lager zu verzeichnen: die Gemeinschaft ist fester geworden. Vor allem haben sich die meisten Lagerinsassen offen dazu bekannt, dass sie gegen unseren deutschen Vertrauensmann eingestellt und sie endlich gewillt sind, mit dabei zutragen, eine aufrichtige Person als neuen deutschen Vertrauensmann innerhalb unseres Lagers aufzustellen. Zum dritten Male innerhalb der letzten vier Monate beginnt der Kampf, unsere Lagerleitung zu stürzen. Der Kampf ist hart, aber dieses Mal führt er zum Sieg. Innerhalb einer Woche haben wir eine neue Leitung gewählt, die das ganze Vertrauen des Lagers besitzt. Schon in den ersten Tagen merken wir, dass in der Verwaltung sowie in der Küche, ein neuer Wind weht. Die Rationen werden größer, das Mittagessen, besonders am Sonntag unser Gulasch, ist reichlicher, fetter und schmackhafter zubereitet (keine Wassersuppen, wie es bisher der Fall war). Vor allem

die sogenannte Linkspartei (Emigranten), haust nun in einer Bucht auf dem Speicher zusammen. Diese bisherigen Lagerleitungen versuchen wohl noch allzu oft, aber ohne Erfolg, die Gemeinschaft zu stören. Nun atmet das ganze Lager auf. Jeder hofft, in Zukunft in Harmonie und guter Lagergemeinschaft diesen Winter in Dänemark zu überstehen.

Aber trotz allem wurde es von Tag zu Tag auf der Tenne ungemütlicher. Kälte und Nässe drangen in unsere Kleider, Betten und Decken ein. Alles schimmelte, und so war es trotz guter Lagerleitung recht ungemütlich. Gerüchte von einer Umverteilung in ein Nachbarlager schwirrten durch das Lager. Aber niemand wusste etwas Genaueres, bis eines Tages unser dänischer Lagerleiter bekannt gab, dass wir nach Jütland in das Flüchtlingslager "Aalborg-Ost" gebracht werden sollten. Dienstag, der 6. November 1945, war unser großer Reisetag. Auf Lastwagen wurden wir nach Saks-köbing gebracht und mit einem fahrplanmäßigen Zug nachts nach Kopenhagen verfrachtet. Von hier aus ging es mit dem Schiff nach Aarhus, dann wieder weiter mit dem Zug bis zu unserem Endziel.

Unsere stürmische Seefahrt bei Windstärke zehn bis elf durch die Meerenge Kattegatt wäre noch zu erwähnen. Alles war seekrank und jeder glaubte, seine letzte Stunde wäre gekommen. Aber auch dieses ging vorüber, und wir atmeten alle erleichtert auf, als wir wieder festen Boden unter den Füßen hatten.“

*Wird fortgesetzt*

# Vertreibung und ihre Folgen für das spätere Leben

Frühe Lebensumstände prägen Menschen in ihrem gesamten späteren Leben. Dies gilt insbesondere auch für traumatische Erfahrungen wie Gewalt, Flucht und Vertreibung in der Kindheit.

Diese frühen Lebensumstände können die Aktivität unserer Gene beeinflussen. Die Veränderungen am Erbgut können erhalten bleiben und sogar die Gesundheit unserer Nachkommen mitbestimmen.

Das ist der Hintergrund (Forschungszweig der „Epigenetik“) der Studie „Vertreibung in der Kindheit – Auswirkungen im späteren Leben“ („Childhood Escape – Late Life Outcome, CELLO“). Diese Studie wird von Mitarbeitern des Zentralinstituts für Seelische Gesundheit in Mannheim durchgeführt. Dieses Institut ist eine international renommierte Forschungseinrichtung, die als Landesstiftung des öffentlichen Rechts aus Mitteln des Bundes und des Landes Baden-Württemberg finanziert wird.

## Die CELLO-Studie prüft zwei Fragen:

Führt Traumatisierung in der Kindheit oder bei den Eltern zu einem erhöhten Risiko für Diabetes mellitus Typ 2 („Altersdiabetes“), Übergewicht, Depression oder fehlregulierten Stresshormonen?

Lassen sich Spuren („epigenetische Merkmale“) früher Lebensumstände bzw. früher Lebensumstände der Eltern im späteren Leben finden?

## Daher wendet sich die Studie an folgende Personen:

1. Menschen, die selbst oder im Mutterleib die Erfahrung von Vertreibung aus Ostpreußen gemacht haben (Geburtsjahrgänge ca. 1925 – 1950)
2. Menschen, deren Eltern die Erfahrung von Vertreibung aus Ostpreußen gemacht haben (Geburtsjahrgänge ca. 1945 – 1970)

## Wie läuft diese Studie ab?

Die Studie findet ausschließlich auf dem Postweg und per Telefon statt (Zeitaufwand insgesamt ca. 2 Stunden). Die Teilnahme besteht im Ausfüllen von Fragebögen (zu Gesundheit und Lebensgeschichte) sowie der Abgabe von 4 Speichel- und 1 Fingernagelprobe. In den Proben werden Stresshormone sowie genetische und epigenetische Merkmale bestimmt. In der Sendung mit den Fragebögen ist zudem ausführliches Informationsmaterial enthalten. Außerdem führen die Studienmitarbeiter mit jedem Teilnehmer ein telefonisches Aufklärungsgespräch.

Falls Sie zum oben genannten Personenkreis gehören und Interesse an der Studie haben, wenden sie sich bitte per Postkarte oder per E-Mail unter Angabe der auf der Postkarte aufgelisteten Daten an Prof. Dr. Michael Deuschle. [cello@zi-mannheim.de](mailto:cello@zi-mannheim.de)

Ich bin interessiert an der CELLO-Studie teilzunehmen. Bitte senden Sie mir ein Kuvert mit den Studienunterlagen zu.

Name: \_\_\_\_\_

Strasse, Hausnr. \_\_\_\_\_

PLZ, Stadt. \_\_\_\_\_

Mein Geburtsjahr: \_\_\_\_\_

Meine Telefonnummer: \_\_\_\_\_

Woher habe ich Info über die Studie: \_\_\_\_\_

Bitte ankreuzen:

- eigene Vertreibungserfahrung
- Vertreibungserfahrung der Eltern
- mein Ehepartner hat Vertreibungserfahrung
- die Eltern meines Ehepartners haben Vertreibungserfahrung

Gebühr  
bezahlt  
Empfänger

Prof. Michael Deuschle  
CELLO-Studie  
Zentralinstitut  
für Seelische Gesundheit  
J5  
68159 Mannheim

## Datenschutz:

Alle persönlichen sowie genetischen und epigenetischen Daten werden ausschließlich pseudonymisiert (d.h. ohne personenbezogene Daten wie Name, Geburtsdatum usw.) gespeichert.

Wir benötigen Ihre Mitwirkung und freuen uns, wenn Sie uns dabei unterstützen, das ungeheure Schicksal der ostpreußischen Vertriebenen wissenschaftlich aufzuarbeiten!



*Foto: Irene Baklazec*

## **Denkmal für Pfarrer Adalbert-Wojciech Zink**

Der Kapitularvikar der Diözese Ermland (1902–1969) wurde für seine Verdienste als Verteidiger der Kirche und des Primas von Polen, Kardinal Stefan Wyszyński, mit einem Denkmal vor der Jakobikirche geehrt.

## **Marcel Krueger wird Stadtschreiber in Allenstein**

Eine vom Deutschen Kulturforum östliches Europa berufene internationale Jury wählte Marcel Krueger, der als Schriftsteller und Übersetzer in Dundalk (Irland) lebt, als Stadtschreiber in Allenstein/Olsztyn.

Das Stadtschreiber-Stipendium des Deutschen Kulturforums östliches Europa wird nunmehr zum elften Mal vergeben. Das Ziel des Stipendiums ist es, das gemeinsame kulturelle Erbe der Deutschen und ihrer Nachbarn in jenen Regionen Mittel- und Osteuropas, in denen einst (auch) Deutsche gelebt haben und heute noch leben, in der Öffentlichkeit bekannter zu machen sowie gegenseitiges Verständnis und interkulturellen Dialog zu fördern. Als Wanderstipendium konzipiert, war es bisher u. a. in Danzig, Fünfkirchen, Reval, Marburg, Kaschau, Riga, Pilsen, Breslau, Kronstadt und Lemberg angesiedelt.

Im Jahr 2019 wird das Stipendium nach Allenstein/Olsztyn, der Wirkungsstätte des Astronomen Nikolaus Kopernikus (1473-1543) und der Geburtsstadt des Architekten Erich Mendelsohn (1887-1953), vergeben. Heute ist Allenstein das Zentrum der polnischen Woiwodschaft Ermland-Masuren und das Tor zur Masurenschen Seenplatte.

Das Stipendium wird von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM) dotiert und vom Deutschen Kulturforum östliches Europa in Zusammenarbeit mit der Stadt Allenstein und der Stiftung Borussia durchgeführt. Marcel Krueger wird seinen fünfmonatigen Aufenthalt in Allenstein im Mai 2019 antreten und während seiner Zeit in der Stadt ein Internettagebuch führen, in dem er über Begegnungen und Erlebnisse berichtet. Über einen Blog, der in deutscher, englischer und polnischer Sprache geführt wird, kann man mit dem Autor in Kontakt treten.

Marcel Krueger, 1977 in Solingen geboren, arbeitet als Autor, Übersetzer und Redakteur und findet seine Themen meist auf Reisen und in der europäischen Geschichte. Für das Berliner Elsewhere Journal arbeitet er als Buchredakteur und schreibt u. a. für The Daily Telegraph, The Guardian, die Süddeutsche Zeitung und CNN Travel. Zusammen mit Paul Sullivan veröffentlichte er 2016 „Berlin: A Literary Guide for Travellers“. 2018 erschien „Babushka's Journey.

The Dark Road to Stalin's Wartime Camps“, ein melancholischer Reisebericht auf den Spuren seiner Großmutter Cäcilie von Ostpreußen in die sowjetischen Arbeitslager. Das Buch erscheint im März 2019 in deutscher Übersetzung unter dem Titel „Von Ostpreußen in den Gulag. Eine Reise auf den Spuren meiner Großmutter“ im Reclam Verlag.

## Die Erinnerung bewahren

Im 686 Jahre alten Allenstein gab es über zwanzig Nekropolen. Ihre letzte Ruhestätte haben in der Stadt Katholiken, Lutheraner, Orthodoxe, Juden sowie Konfessionslose gefunden. Aus verschiedenen Gründen haben viele dieser Friedhöfe bis heute nicht überdauert oder lediglich ihre wenigen Überreste sind erhalten geblieben. Drei evangelische Friedhöfe haben dieses Schicksal geteilt. Der erste und älteste wurde 1582 am Hohen Tor, dem ältesten Denkmal der Stadt, angelegt. Als die evangelische Gemeinde in Allenstein zu wachsen begann, wurde ihr ein Teil auf dem katholischen Friedhof zugewiesen. Vom katholischen Friedhof hat ihn ein Zaun getrennt. Wegen des schlechten Zustands wurde die Heilig-Kreuz-Kirche 1803 abgerissen, und den Friedhof hat man 1870 geschlossen. 1909 hat der Stadtrat das Friedhofsgelände erworben, und in den Jahren 1911 bis 1915 wurde an dieser Stelle das Neue Rathaus errichtet.

Bereits 1869 hat die evangelische Gemeinde, die 1779 offiziell gegründet wurde, einen schmalen Streifen an den späteren Eisenbahngleisen gekauft und dort ihren zweiten Friedhof angelegt. Er ist in der Bahnhofstraße entstanden. Die erste Beerdigung hat dort 1873 stattgefunden. Der Friedhof hat sich jedoch als so klein erwiesen (63 ar), dass er im Jahre 1886 geschlossen werden musste.

1872 wurde in der Nähe der Parkanlage in Jakobsberg der dritte evangelische Friedhof beim heutigen Krankenhaus des polnischen Innenministeriums angelegt. Anfang des 20. Jahrhunderts wurde hier eine Friedhofskapelle errichtet, die gegenwärtig der orthodoxen Gemeinde dient. Der Friedhof bestand aus zwei Teilen, dem alten im Norden und dem neuen im Süden. Sein älterer Teil wurde in den 60er und der neuere in den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts aufgelöst. Er war Bestattungsort der vornehmsten Bürger Allensteins, der Stadtverordneten, Kaufleute und Fabrikanten. Auch dieser Friedhof wurde vom Schicksal der früheren zwei evangelischen Nekropolen getroffen.

Während der diesjährigen Umbauarbeiten der Bahnhofstraße hat die archäologische Aufsicht gemeldet, dass man hinter dem Woiwodschaftspräsidium der Polizei in Allenstein und dem Haus Kopernikus, dem Sitz der Allensteiner deutschen Minderheit, auf Überreste von Särgen und menschliche Skelette gestoßen sei. Der Woiwodschaftsdenkmalschutz erteilte daraufhin den Bescheid, die Erdarbeiten beim Bau des Sanitärkanalisationsnetzes vorerst einzustellen. Er hat auch angeordnet, archäologische Untersuchungen durchzuführen, um die Überreste dieses über hundert Jahre alten evangelischen Friedhofs, der die zweite Nekropole in der Geschichte der Allensteiner Lutheraner war, zu erkunden und zu sichern.

Das ist ein Drittel des ganzen ehemaligen Friedhofs, sagt der Oberbürgermeister Piotr Grzymowicz. Wir schätzen, dass es auf dieser Fläche insgesamt 90 Gräber gibt, die sich in der Erde befinden. Auf diesem Friedhof wurden meist Verdiente der Stadt, sogar Würdenträger beerdigt. Dort wurden der für die Stadt hochverdiente Oberbürgermeister Oskar Belian (1832-1918), der „Vater des modernen Allensteins“ genannt wird, sowie der Stadtverordnetenvorsteher

Karl Roensch (1859-1921) begraben, also Menschen; denen die Stadt den zivilisatorischen Fortschritt Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts verdankte.

Der Friedhof in der Bahnhofstraße wurde gegen Ende der 60er Jahre des 20. Jahrhunderts aufgelöst. Damals wurden alle Grabsteine mit Schwertechnik eingeebnet. Das kann man offen als Schändung bezeichnen. Heute steht auf diesem Gelände eine Reihe zeitgenössischer Garagen, und nur eine Zeile alter Bäume, die einst die Friedhofsallee bestimmt haben, zeugt von der vergessenen Bestimmung dieses Ortes. Auf diesem Gelände hat auch die Allensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit ihre Garagen und Parkplätze.

Das Rathaus überlegt seit einigen Wochen, wie das Problem der Entdeckung der Gräber am besten und vernünftigsten zu lösen ist. Alles deutet darauf hin, dass sie exhumiert werden. Man berät ihre Einzelheiten. Es werden Gespräche mit der Staatlichen Sanitärinspektion über die Zulassung einer früheren Exhumierung sowie mit dem Pfarrer der Evangelisch-Augsburgischen Gemeinde in Allenstein, Lukasz Stachelek, geführt, mit dem man die Art und Weise der Wiederbestattung bespricht. Eine eventuelle Exhumierung findet wahrscheinlich im Herbst statt.

Eine der Exhumierungen in Allenstein wurde 2002 durchgeführt. Auf der Grünanlage in der Mariengasse unweit des Stadtkrankenhauses wurden Überreste der Wehrmachtssoldaten und Zivilisten ausgegraben, die während des Zweiten Weltkriegs ermordet wurden. Vor dem Krieg befand sich an diesem Ort ein Krankenhausfriedhof. Die Exhumierungsarbeiten wurden von den Mitarbeitern der Polnischen Gedächtnisstiftung und dem Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V. in Kassel beaufsichtigt. Die Vorbereitungen haben zwei Jahre gedauert. Die Lage des Massengrabes wurde auf Grund der Dokumentation in deutschen Archiven und der Aussagen von Zeugen bestimmt. Man hat auf Leichen von Personen im Alter von ca. 25 Jahren getroffen. Exhumierte Überreste wurden in speziellen kleinen Pappsärgen gesammelt, berichtete damals Harald Schröder vom Volksbund. Das war aber nicht die erste Exhumierung von Kriegsoffern in Allenstein. Im gleichen Jahr haben die Polnische Gedächtnisstiftung und der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V. Massengräber deutscher Soldaten unweit des ehemaligen Abstimmungsdenkmals in Jakobsberg gefunden. Zum letzten Mal, im Jahre 2015, hat man Überreste während des Baus der Straßenbahnlinie in der Nähe des Rathauses gefunden. Eine Überraschung war es, dass Menschen in geringer Tiefe bestattet waren.

Einen durchaus anderen Vorschlag hat Bogdan Bachmura, Vorsitzender des Vereins Heiliges Ermland, gemacht. Er schlägt vor, die gebührende Würde des ehemaligen Friedhofs in der Bahnhofstraße wiederherzustellen, sowie die dort noch vorhandenen Gräber unter Schutz zu stellen.

Jedoch ist von der Nekropole in der umgebauten Straße nichts mehr erhalten geblieben. An sein Dasein haben uns Bauarbeiter „erinnert“, die Überreste beim Graben entdeckten. Die Arbeiten wurden angehalten, aber es hat sich herausgestellt, dass sich niemand um die Überreste kümmerte. Es erhebt sich die

Frage, ob dieser Ort die für ein Denkmal vorgesehenen Bedingungen überhaupt erfüllt? Übrigens ist das von keiner Bedeutung. Am wichtigsten ist es, die Erinnerung zu retten, und dieser Ort sollte irgendwie gekennzeichnet sein, zum Beispiel mit einer Steintafel, die darüber informiert, dass es hier in den Jahren 1873 bis 1968 einen evangelischen Friedhof gab. Ratsam wäre es auch, die entdeckten Überreste zu exhumieren. Man könnte sie auf eine der zwei Allensteiner Nekropolen verlegen, entweder auf den Friedhof in Allenstein-Bärenbruch oder auf den Kommunalfriedhof in Diwitten. Auf diesen beiden größten Friedhöfen werden heutzutage alle Allensteiner bestattet, unabhängig von ihrer Konfession.

*Alfred Czesla*

## **Nicht nur der Bahnhof Deuthen**

Auf der 83 km langen Bahnstrecke Allenstein-Soldau dauern zurzeit groß angelegte Bauarbeiten an. Das Gleisbett mit seinen zahlreichen Weichstellen soll demnächst komplett modernisiert werden, damit die Züge künftig mit einer Geschwindigkeit bis zu 130/140 km/h fahren können, um in Warschau bereits nach zwei Stunden Fahrt anzukommen. Mehr lässt sich dort nicht erreichen, denn die Strecke wird weiter eingleisig und an vielen Stellen kurvenreich bleiben müssen. Die Schnelligkeit soll aber u. a. durch den Bau einer zusätzlichen Ausweichstelle erhöht werden. Der Komfort der Reisenden wird durch die Modernisierung der Bahnhöfe sichergestellt werden. Den meisten Grund zur Freude haben wohl die Einwohner Allensteins, da innerhalb der Stadt neue Bahnhöfe entstehen sollen: einer in der unmittelbaren Stadtkernnähe, wenige Gehminuten vom Rathaus entfernt, ein anderer im Vorort Deuthen. Unklar ist noch, ob es richtige Bahnhöfe sein werden, an denen alle Züge halten werden, etwa nach dem Thorner Muster, oder, ob sie nur als Haltestellen für Regionalzüge gedacht sind. Könnten etwa die IC-Züge nach Warschau auch in Deuthen anhalten, so würde sich folglich die gesamte Fahrzeit in die Hauptstadt für die Bewohner dieser Siedlung (wie auch Kortaus) noch mehr verkürzen.

Der Bau neuer Haltestellen an verschiedenen Bahnstrecken ist ein Trend nicht nur in Deutschland, sondern auch in Polen. In Danzig wurde beispielsweise vor ein paar Jahren die S-Bahn bis zur neuen Endhaltestelle Innenstadt verlängert. Die Modernisierung der ermländisch-masurischen Bahn ist ein guter Grund dafür, die einst gültige Lage auf der hier zu beschreibenden Strecke zu vergleichen. Abrufbar sind nämlich alte Deutsche Kursbücher, dank denen festgestellt werden kann, was sich eigentlich in dieser Hinsicht veränderte. Was erst einmal auffällt: Im letzten Fahrplan der Deutschen Reichsbahn gab es eine Haltestelle, die heutzutage verschwunden ist, und zwar Neidenburg Stadtwald. Zweitens: Die Zahl der Regionalzüge war vergleichbar mit der heutigen. Die Fahrzeit war aber länger – im Durchschnitt betrug sie mehr als zwei Stunden. Nach Neidenburg verkehrte dagegen ein morgiges Zugpaar extra. Was sich aber nach Verlauf eines Dreivierteljahrhunderts gravierend verändert hat: heutzutage pendeln viel mehr Schnellzüge auf dieser Strecke. Damals gab es eigentlich nur einen

solchen Zugtyp, der den Warschauer Hauptbahnhof mit Königsberg verband. Die Reise dauerte allerdings ganze neun Stunden. Dafür besaß Allenstein eine Direktanbindung nach Wien-Ost über Breslau, sowie Direktanschlüsse nach Berlin mit Kurswagen nach Leipzig, Halle an der Saale und Cottbus. Um von der Reichshauptstadt nach Allenstein zu kommen, musste man aber zehn bis elf Stunden vorsehen. Heute braucht man meistens zwei bis drei Stunden weniger, außerdem geht die Reise nicht über Bromberg, Landsberg an der Warthe, Küstrin (also mit der Ostbahn), sondern über Posen, wo man allerdings umsteigen muss.

Wenn schon über die neuen Bahnprojekte in der Region geschrieben wird, darf man die seit mehr als zwei Jahren funktionierende Neubaustrecke bis zum Flughafen in Groß Schiemanen bei Ortelsburg nicht vergessen. Mit einem modernen Zug kommt man am dortigen Terminal binnen einer Stunde an. Von dort bestehen dann im Sommerflugplan Möglichkeiten, auch zwei deutsche Städte zu erreichen: Dortmund und Köln. Ein Ticket für diesen Jungfernflug buchte sich unter anderem Bruno Mischke, der übrigens ein großer Fan des Flugplatzes Deuthen, seinem Geburtsort, ist. Auf dieselbe Art und Weise kehrte Mischke dann in seinen jetzigen Wohnort in Westdeutschland zurück.

*Dr. Grzegorz Supady*

## Leckeres Generationentreffen



Dass das gemeinsame Kochen Generationen verbinden und annähern kann, ist bestimmt keine neuartige Entdeckung, denn in vielen deutschen Kindergärten und Grundschulen organisiert man ab und zu generationenübergreifende Workshops, bei denen die gemeinsame Zubereitung von verschiedenen Speisen im Mittelpunkt steht. Solche Begegnungen sind heutzutage nicht zu unterschätzen, weil sie einerseits die Eltern aus der täglichen Arbeitshetze, andererseits Kinder aus der Unterhaltung am Computer herausreißen und die Familienmitglieder zusammenbringen. Die Allensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit kam deswegen auf die Idee, ihren jüngeren und älteren Mitgliedern die Kochwerkstätte anzubieten. Das Angebot fand Widerhall, sodass sich sehr schnell zehn Kinder mit ihren Eltern bzw. Großeltern für das Projekt „Leckeres Generationentreffen“ anmeldeten. Die Begegnung dauerte zwei Tage. Am Samstag, dem 27. Oktober wurden die jungen Projektteilnehmer von zwei Deutschlehrern in die Thematik der regionalen Küche eingeführt. Anhand der zahlreichen und spannenden Wortschatzübungen lernten Kinder neue Vokabeln kennen, indem sie beispielweise einem entsprechenden Kochrezept die nötigen Zutaten zuordnen sollten oder aus einem Buchstabensalat die Bezeichnungen gewisser Lebensmittel zusammensetzen mussten. Aus Zeitungen und Illustrierten schnitten die kleinen Köche Bilder von verschiedenen Speisen und Leckerbissen heraus, die später für eine Collage gebraucht wurden. An den mit bunten Abbildungen beklebten Bristolkartons ließ sich später erkennen, welche Produkte als gesund und welche als ungesund von den Kindern eingestuft wurden. Darüber hinaus wurden vielfältige Bewegungsspiele durchgeführt, bei denen sich die Kinder Namen für gewählte Essprodukte merkten und ihre Energie ausleben konnten. Am zweiten Projekttag trafen sich junge Projektteilnehmer und ihre Eltern bzw. Großeltern mit Paweł Błażewicz – dem jahrelangen Mitarbeiter des Museums von Ermland und Masuren in Allenstein, der aktuell in der Allensteiner Brauerei Kormoran arbeitet und außerdem ein leidenschaftlicher Koch ist. Zunächst hielt der eingeladene Referent einen spannenden Vortrag über die Essgewohnheiten verschiedener Völker, die das Gebiet Ostpreußen im Laufe der Geschichte bewohnten. Man erfuhr beispielweise, dass sich die Stämme der Prußen mit Vorliebe vom Wildfleisch ernährten während Fische von ihnen eher verachtet wurden. Nach der Unterwerfung von Prußen durch den Deutschen Orden im 13. Jahrhundert veränderte sich auch ein bisschen die Ernährungsweise. Was im Mittelalter typisch war, aß man mehr Obst und Gemüse, Getreide- und Milchprodukte. Dazu mussten sich die Ordensbrüder an die Regeln des Ordens halten, die nach kirchlichen Geboten auch zum Fasten verpflichteten. Egal ob zu Zeiten der Prußen, im Mittelalter oder in der Neuzeit, blieb eines für die ostpreußische Küche unveränderlich. Die Speisen wurden vorwiegend aus frischen, lokalen Produkten zubereitet. Dazu gehörten vor allem unterschiedliche Fleischsorten, zahlreiche Getreidearten, die auf hiesigen Feldern angebaut wurden, die in der Ostsee oder im Frischen Haff gefangenen Fischgattungen, populäre Früchte und Gemüsearten, Molkereiprodukte und schließlich Pilze und Waldfrüchte. Die Kinder hörten dem Vortrag mit großem Interesse zu, antworteten auf Fragen des Referenten und

stellten ihm Fragen. Anschließend wurde zum Höhepunkt der Workshops – dem gemeinsamen Kochen übergegangen. Kinder und ihre Betreuer wurden in zwei Gruppen eingeteilt, die zwei typisch regionale Speisen zubereiten sollten. Angeleitet von Paweł Błażewicz machte sich das erste Kochteam an die Zubereitung der Brotsuppe. Laut dem Rezept wurden Brotstücke samt Mandelflocken, Zimt, Honig, Rosinen und Nelken in einen Topf gebracht und gekocht. Obwohl das Gericht relativ leicht zuzubereiten war, machte es auf alle einen großen Eindruck, denn der würzige wie auch süße Geschmack der Suppe sowohl gefiel jüngeren wie auch älteren Projektteilnehmern und die meisten kosteten diese Spezialität zum ersten Mal. Das zweite Köcherteam benötigte solche Zutaten wie Kartoffeln, Eier, Schnittlauch, geräucherte Forelle, Zwiebeln und saure Gurken, um eine leckere Variante des Kartoffelsalats hervorzuzaubern. Schließlich setzten sich Kinder mit ihren Betreuern zusammen an den Tisch, um die zubereiteten Speisen bei gemeinsamen Gesprächen in einer gemütlichen Atmosphäre zu probieren. Es bestätigte sich nicht, dass viele Köche den Brei verderben, weil am Ende sowohl die Schüssel mit Kartoffelsalat als auch die Suppenterrine leer waren. Zweifellos trugen die Kochwerkstätte zur Integration der Generationen bei, Kinder und Eltern bekamen die Gelegenheit zum gemeinsamen Pellen, Schnippeln, Rühren sowie Würzen und hatten viel Spaß bei diesen Kochaktivitäten. Die Projektteilnehmer waren begeistert und warten auf die nächste Edition der Workshops.

*David Kazański*

## **Flughafen Allenstein-Masuren**

Der Flughafen Allenstein-Masuren, der sich unweit von Ortelsburg befindet, hat jedes Jahr ein breiteres Verbindungsangebot (London, Dortmund, Lemberg). Im letzten Jahr wurden in Groß-Schimanen insgesamt über 50.000 Fluggäste gezählt. In dem modernen, komplett neu gebauten Flughafen gibt es alles, was man braucht. Es finden sich dort nicht nur Abfertigungsräume, sondern auch Zollfreiläden, Cafés und Restaurants. Es gibt auch einen bewachten Parkplatz. Er ist für diejenigen bestimmt, die für eine kurze Zeit ins Ausland fliegen.

*R. R.*

## **Allensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit**

AGDM, Haus Kopernikus, ul. Partyzantów 3, 10-522 OLSZTYN, POLEN  
www.agdm.pl, Email: kplocharska@agdm.pl, Tel./Fax: 0048 89 523 6990

Die Geschäftsstelle ist dienstags, donnerstags und freitags von 09.00 bis 12.00 Uhr und mittwochs von 13.00 bis 16.00 Uhr geöffnet.

Die AGDM ist Besuchern gerne bei der Suche nach Privatquartieren behilflich. Einzelreisende können auch im Haus Kopernikus übernachten.

## **Wir gratulieren**

### **zur Diamantenen Hochzeit (60 Jahre)**

Ursula und Klaus Petrikowski, wohnhaft in 14473 Potsdam, Hans-Marchwitza-Ring 7, am 04.07.2019

Johannes-Joachim und Gertrud Franke, geb. Schmidt, früher AH-Allee 24b und Krekollen, Kreis Heilsberg, jetzt 79114 Freiburg, Wiechertstr. 3, am 08.08.2019

### **zum Geburtstag**

- 95 Jahre** Volkmar Roensch, früher Roonstr. 14a, jetzt 34253 Lohfelden, ASB-Heim, Quellenweg 60, am 31.03.2019
- 94 Jahre** Otto-Gerhard Kauer, früher Memellandstr. 7, jetzt 41539 Dormagen, Leiblstr. 6, am 30.09.2019
- 92 Jahre** Eva-Maria Schirmacher/M. Stephania, früher Joachimstr. 7, jetzt 85579 Neubiberg, Hohenbrunner Str. 12, am 12.7.2019
- 91 Jahre** Helga Gollasch, geb. Flack, früher Jakobstr. 9, jetzt 04107 Leipzig, Arthur-Hoffmann-Str. 4/ Whg. 525, am 01.09.2019
- Georg Kauer, früher Memellandstr. 7, jetzt 46509 Xanten, Hucksweg 5, am 29.08.2019
- Hanna Bleck, geb. Parschau, früher Roonstr. 83, jetzt 48249 Dülmen, Brokweg 8, am 14.09.2019
- Sigard Müller, geb. Roensch, früher Roonstr. 14a, jetzt 37154 Northeim, Markt 16 am 31.08.2019
- 90 Jahre** Joachim Hufenbach, früher Schnellerweg 1, jetzt 64289 Darmstadt, Borsdorffstr. 38 am 06.08.2019
- Vera Komaiszko, geb. Schirmacher, früher Joachimstr. 7, jetzt 10-059 Olsztyn, ul. Polna 12m, am 16.06.2019
- Erika Schreiber, geb. Prengel, früher Hardenbergstr. 4, jetzt 98544 Zella-Mehlis, Hammerödchen 26, am 05.12.2019
- 89 Jahre** Christel Becker, geb. Kolberg, 41334 Nettetal, Sassenfelder Kirchweg 85, am 26.12.2019

- 89 Jahre Herbert Rückner, früher Fabrikstr., jetzt 17491 Greifswald, Einsteinstr. 31, am 26.12.2019
- 88 Jahre Bruno Mischke, früher Deuthen, jetzt 47918 Tönisvorst, Alter Weg 68, am 27.09.2019
- 86 Jahre Antonius Zentek, früher Str. der SA 19, jetzt 19348 Perleberg, Pritzwalker Str. 69, am 21.08.2019
- 85 Jahre Johannes-Joachim Franke, früher AH-Allee 24b, jetzt 79114 Freiburg, Wiechertstr. 3, am 30.08.2019
- 83 Jahre Ursula Elisabeth Hannack, geb. Senkowski, früher Wadanger Str. 18, jetzt 19055 Schwerin, Schelfstr. 6, am 08.07.2019
- 81 Jahre Rosemarie Skapczyk, geb. Franke, früher AH-Allee 24b, jetzt 170 Baronwood Court, Brampton, Ontario L6V 3H8, am 15.10.2019
- 80 Jahre Alois Lehnardt, früher Reussen, Kreis Allenstein, jetzt 42897 Remscheid, Bredestr. 24, am 31.08.2019
- Jürgen Zauner, früher Friedrich-Wilhelm-Platz 5, jetzt 41751 Viersen, An der Hees 15, am 05.03.2019
- 74 Jahre Gabriele Brumlich, geb. von Eshen, früher Germanenring 2, jetzt 15711 Königs Wusterhausen, Erich-Weinert-Str. 32 a, am 01.07.2019

## Wir gedenken



*Gedenktafel in der Propsteikirche Gelsenkirchen*

- Eva Kardekewitz geb. 19.09.1931, früher, Karlstr. 4, verst. 02.02.2019, zuletzt wohnhaft in 31275 Lehrte, Rosemarie-Nieschlag-Haus, angezeigt von Klemens Kardekewitz
- Liselotte Rieger geb. Sinnhoff am 03.03.1925, verst. 01.11.2018, zuletzt wohnhaft in 21502 Geesthacht, Klaus-Groth-Weg 56, angezeigt von Annelore Wenzel, 90491 Nürnberg, Harzstr. 4,
- Felix Poschmann geb. 30.05.1929, verst. 04.03. 2019, zuletzt wohnhaft in 30559 Hannover, Mardalstr. 16, angezeigt von Tochter Ursula Müller-Kraatz, geb. Poschmann
- Irene Teichmann geb. Bischoff in Patricken, früher Deuthen, zuletzt wohnhaft in 4586 Witten, Voestenstr. 13b

## Programm 64. Jahrestreffen

Vom 13.-14. September 2019 in Gelsenkirchen / Schloss Horst\*

FREITAG,  
13. SEPTEMBER 2019

16.00 Uhr Hotel St. Petrus Gelsenkirchen  
Stadtversammlung

anschließend  
Geselliges Beisammensein

SAMSTAG,  
14. SEPTEMBER 2019

10.00 Uhr Propsteikirche  
Gottesdienst und Kranzniederlegung an der  
Allensteiner Gedenktafel

11.00 bis 12.30 Uhr Heimatmuseum  
Unser „Treudank“ lädt zum Besuch ein

13.00 Uhr Schloss Horst  
Öffnung der Bücher- und Verkaufsstände

15.00 Uhr Glashalle Schloss Horst  
Feierstunde, musikalisch gestaltet durch den  
Bläser- und Posaunenchor Erle

Begrüßung  
Vorsitzende der Stadtgemeinschaft und der  
Kreisgemeinschaft

Grußworte  
Vertreter der Stadt Gelsenkirchen und der  
Stadt Allenstein/Olsztyn

17.00 Uhr  
Tanz und Unterhaltung  
mit Andreas Kokosch

22.00 Uhr  
Ende der Veranstaltung

\*Turfstr. 21, 45899 Gelsenkirchen

# Ostpreußisches Landesmuseum in Lüneburg

## Ausstellungen und Veranstaltungen

13.04. - 06.10.2019	Balance und Perspektiven Hubertus von der Goltz
25.05. – 15.09.2019	Ein Meister des kleinen Formats Naturszenen des Jagdmalers Reinhold Feussner
02.11. - 03.11.2019	Museumsmarkt. Tradition trifft Moderne
30.11.19 - 01.03.20	Im Kleinen groß Dem Maler Horst Skodlerrak zum 100. Geburtstag
27.09.19 – 26.01.20	Baltische Stadtansichten Veduten der Sammlung Wulffius
Oktober – Dezember 2019	Externe Ausstellung Der Elch im Bild Kunstmuseum Litauen, Pranas-Domsaitis-Galerie Klaipeda / Memel

Änderungen vorbehalten.

Ostpreußisches Landesmuseum mit deutschbaltischer Abteilung  
Heiligengeiststraße 38, 21335 Lüneburg  
Öffnungszeiten: Di – So 10 – 17 Uhr  
Tel.: 04131 – 75 995-0, E-Mail: [info@ol-lg.de](mailto:info@ol-lg.de)  
[www.ostpreussisches-landesmuseum.de](http://www.ostpreussisches-landesmuseum.de)

# Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen

## Sonderausstellungen und Veranstaltungen

- 26.04. – 08.09.2019 Licht über Sand und Haff  
Carl Knauff – Maler in Nidden
- 21.09.19 – 01.03.20 Jerzy Bahr – Mein Königsberg. In Zusammenarbeit  
mit dem Museum Krockow / Krokowa
- 23./24.11.2019 24. Bunter Herbstmarkt

## Kabinettausstellungen

- Juni - Dez. 2019 Geschichte des Rundfunks in Ostpreußen

## Dauerausstellungen zur Stadtgeschichte

- |                                 |                                |
|---------------------------------|--------------------------------|
| Pr. Holland, Schloss            | Saalfeld, Stadtverwaltung      |
| Lyck, Wasserturm                | Rosenberg, Hist. Feuerwehrhaus |
| Lötzen, Festung Boyen           | Goldap, Haus der Heimat        |
| Johannisburg, Städt. Kulturhaus | Rastenburg, I. Liceum          |

Ganzjährig: Dauerausstellung zur Geschichte und Kultur Ostpreußens im  
neuen Altvaterturm auf dem Wetzstein bei Lehesten, Thüringer Wald

Änderungen vorbehalten.

Kulturzentrum Ostpreußen, Schloßstr. 9, 91792 Ellingen

Öffnungszeiten: April bis September Di - So 10-12 und 13-17 Uhr

Oktober bis März Di - So 10-12 und 13-16 Uhr

Tel.: 09141 – 86 44 0, Fax: 86 44 14, [info@kulturzentrum-ostpreussen.de](mailto:info@kulturzentrum-ostpreussen.de)

[www.kulturzentrum-ostpreussen.de](http://www.kulturzentrum-ostpreussen.de),

[www.facebook.com/KulturzentrumOstpreussen](https://www.facebook.com/KulturzentrumOstpreussen)

# Hinweise der Redaktion

## Redaktionelle Beiträge

Wir bitten Sie, Ihre Beiträge spätestens bis zum **31. März bzw. 30. September** per Post an die Geschäftsstelle oder an [StadtAllenstein@t-online.de](mailto:StadtAllenstein@t-online.de) zu übersenden. Bei allen Einsendungen wird das Einverständnis vorausgesetzt, dass die Redaktion berechtigt ist, Änderungen und Kürzungen vorzunehmen und den Zeitpunkt der Veröffentlichung zu bestimmen. Ein Rechtsanspruch auf Veröffentlichung besteht nicht.

## Fotos und Dokumente

Bitte senden Sie nur Originale ein, wenn sie im Archiv der Stadtgemeinschaft verbleiben sollen. Für erbetene Auskünfte und Rücksendungen fügen Sie bitte Porto bei. Bitte haben Sie ein wenig Geduld, wenn eine Antwort sich verzögert; auch die Mitglieder der Redaktion arbeiten ehrenamtlich.

## Geburtstage ab 70 Jahre

Zur Veröffentlichung im AHB müssen die Geburtstage in jedem Jahr erneut mitgeteilt werden. Die Redaktion geht davon aus, dass die Genannten mit der Veröffentlichung einverstanden sind. Die Geburtstage von Juli bis Dezember bitte bis zum 31. März und die von Januar bis Juni des folgenden Jahres bis zum 30. September einsenden.

## Familienanzeigen, Änderungen der Anschrift, Bestellung AHB

Bitte verwenden Sie für alle Anzeigen den eingefügten Vordruck. Um Fehler zu vermeiden, schreiben Sie bitte möglichst deutlich und übersichtlich.

## Spenden

Für die Aufnahme in die jährliche Spenderliste wird gebeten, auf den Überweisungen außer dem Nachnamen auch den Geburtsnamen der Ehefrau anzugeben.

**Der Heimatbrief ist Deine Brücke zur Heimat.**

**Nur Deine Spende kann ihn erhalten!**

Volksbank Ruhr Mitte, BIC GENODEM1GBU

IBAN DE79 4226 0001 0501 0259 00

# Vordruck für Anzeigen

## Geburtstag

Bitte die im 2. Kalenderhalbjahr liegenden Geburtstage bis Ende März und die im 1. Kalenderhalbjahr des folgenden Jahres liegenden bis Ende Oktober ein-senden.

Alter	
Vorname Name Geburtsname	
Adresse in Allenstein	
Heutige Adresse	
Datum des Geburtstags	

## Todesfall

Vorname Name Geburtsname	
Geburtsdatum Sterbedatum	
Adresse in Allenstein	
Letzte Adresse	
Angezeigt von	

## Änderung der Anschrift

Vorname Name Geburtsname Geburtsdatum	
Alte Anschrift	
Neue Anschrift	
Telefon	
E-Mail	

## Bestellung des Heimatbriefs

Vorname Name Geburtsname Geburtsdatum	
Anschrift	
Telefon	
E-Mail	

Bitte heraustrennen, ausfüllen und einsenden an:

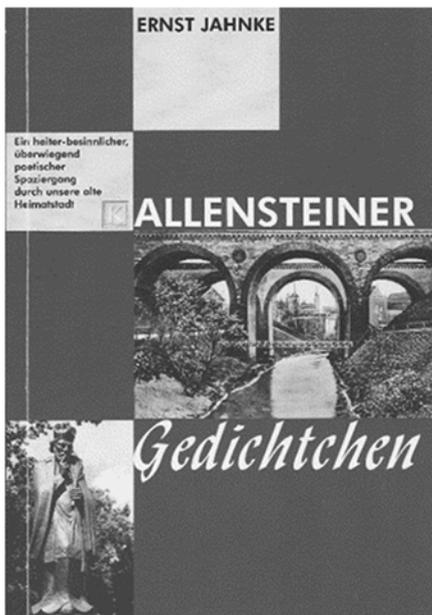
Stadtgemeinschaft Allenstein, Vattmannstr. 11, 45879 Gelsenkirchen oder  
StadtAllenstein@t-online.de

## Allenstein heute – zwischen Tag und Traum



Format 23 x 25 cm, 144 Seiten, 72 farbige Aufnahmen, Festeinband, dreisprachig - Polnisch/Englisch/Deutsch





Ein Gang durch Allenstein vor 1945. Die zahlreichen Fotos werden ausführlich erläutert und durch die Schilderung der Stadtentwicklung, eine Zeittafel, einen Stadtplan sowie eine historische Karte von Ostpreußen mit den Wappen der ostpreußischen Städte ergänzt.

Der Verfasser führt uns durch die Stadt seiner Jugend zu seinen Lieblingsplätzen und beschreibt in humorvollen Versen, ergänzt durch Abbildungen, Fotos und kurze Texte, Sehenswürdigkeiten und Besonderheiten unserer Heimatstadt.

Beide Bücher ergänzen einander und vermitteln dem Leser einen umfassenden Eindruck von unserer Heimatstadt. Sie sollen helfen, die Erinnerung zu bewahren und auch unseren Nachkommen zeigen, wie schön unser Allenstein einmal war. Im Doppelpack sind sie mit einem Nachlass erhältlich.

## Archivmaterial aus Nachlässen bewahren!

Werfen Sie bei der Auflösung von Nachlässen Urkunden, Karten, Bilder und Bücher aus der ostpreußischen Heimat nicht in den Müll.

Stellen Sie diese Unterlagen bitte der Stadtgemeinschaft zur Verfügung.

# Angebote unserer Stadtgemeinschaft

	Euro
Geschichte der Stadt Allenstein von 1348–1943 von Anton Funk	64,00
Patenschafts-Chronik Allenstein in Gelsenkirchen	2,00
Telefonbuch von Allenstein 1942, gedruckt	2,50
Telefonbuch von Allenstein 1942, auf CD	5,00
Allensteiner Stadtplan von 1925, schwarz-weiß	1,00
Allensteiner Stadtwappen als Aufkleber	1,00
Das Gesamtwerk von H. Bienkowski-Andersson	5,00
Vertrauen sieht überall Licht von H. Bienkowski-Andersson	2,00
Geliebtes Leben von H. Bienkowski-Andersson	2,00
Alenstein in 144 Bildern von Johannes Strohmenger	7,50
Allensteiner Gedichtchen von Ernst Jahnke	7,50
Beide Allensteiner Bände im Doppelpack	12,00
Fegefeuer, genannt Kortau von Stanislaw Piechocki	12,00
Einsame fremde Kinder von Joanna Wankowska-Sobiesiak	15,00
Agathas Schuhe von Joanna Wankowska-Sobiesiak	5,00
Arzt auf verlorenem Posten von Dr. Paul Mollenhauer	5,00
Alenstein wie man es nicht kennt von Rafal Betkowski	25,00
Alenstein heute – Zwischen Tag und Traum von M. Wieliczko	20,00
20 Große Preußen, Lebensbilder preußischer Persönlichkeiten	6,00
Ostproußen - Was ist das?	1,00

## Als Vierfarbendruck

Allensteiner Stadtplan von 1913 (50 x 75 cm)	5,00
Allensteiner Stadtplan von 1940 (60 x 50 cm)	4,00
Stadtkarte Allenstein, gez. von H. Negenborn	4,00
Kreiskarte Allenstein Stadt und Land, gez. von H. Negenborn	4,00
Vier Allensteiner Motive, reproduzierte Aquarelle DIN A3, pro St.	1,00
Reiseführer Ostpreußen, Westpreußen und Danzig mit Skizzen, Karten und Fotos, 12. Auflage	14,50
Touristische Landkarte, Ermland und Masuren, Maßstab 1:250.000, zweisprachig polnisch/deutsch	8,00

Hinzu kommen die Kosten für Verpackung und Porto.

Ihre schriftliche Bestellung senden Sie bitte an [StadtAlenstein@t-online.de](mailto:StadtAlenstein@t-online.de)  
oder Stadtgemeinschaft Allenstein, Vattmannstr. 11, 45879 Gelsenkirchen

## Impressum

### Herausgeber

Stadtgemeinschaft Allenstein e.V., [www.StadtAllenstein.de](http://www.StadtAllenstein.de)

Vorsitzender: Gottfried Hufenbach, Danziger Str. 12, 53340 Meckenheim, Tel. 02225 700418

### Redaktion

Christel Becker, Sassenfelder Kirchweg 85, 41334 Nettetal 1, Tel. 02153 5135

Hanna Bleck, Brokweg 8, 48249 Dülmen, Tel. 02594 5551

Bruno Mischke, Alter Weg 68, 47918 Tönisvorst, Tel. 02156 8519

### Geschäftsstelle und Heimatmuseum „Der Treudank“

Vattmannstraße 11, 45879 Gelsenkirchen Telefon 0209 29131, Fax 0209 4084891

E-Mail: [StadtAllenstein@t-online.de](mailto:StadtAllenstein@t-online.de)

Geöffnet dienstags von 10.00 Uhr bis 12.00 Uhr (Thomas Nowack)

### Spenden für den AHB

Volksbank Ruhr Mitte, IBAN DE79 4226 0001 0501 0259 00, BIC GENODEM1GBU

### Erscheinungsweise

Zweimal jährlich im Sommer und zu Weihnachten

### Auflage

2.000 Exemplare

### Herstellung

DCM Druck Center Meckenheim

## Lesen Sie die PAZ vier Wochen lang zur Probe!

Als Dankeschön dafür erhalten Sie die Lebensgeschichten von 20 großen Preußen oder abonnieren Sie jetzt die PAZ für ein Jahr und erhalten das einzigartige ostpreußische Schlemmerpaket als Prämie (nur solange der Vorrat reicht).

## Kritisch, konstruktiv, Klartext für Deutschland.

### Bestellen Sie jetzt:

**Abo für 1 Jahr (144 € inklusive Versand im Inland).**

**Fine wertvolle Prämie ist Ihnen sicher!**

**Die PAZ 4 Wochen kostenlos zur Probe**

**(endet automatisch).**

### Preußische Allgemeine Zeitung

Buchtstr. 4 22087 Hamburg

Tel: 040 414008-42

E-Mail: [vertrieb@preussische-allgemeine.de](mailto:vertrieb@preussische-allgemeine.de)

Gleich unter 040-41 40 08 42  
oder per Fax 040-41 40 08 51 anfordern!



Preußische Allgemeine Zeitung.  
Die Wochenzeitung für Deutschland.

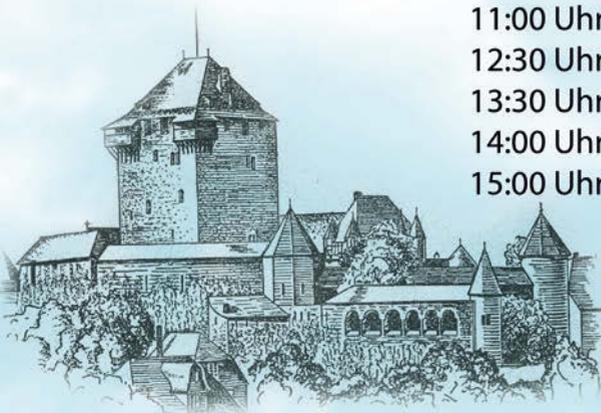


Den Mensch mit Zwang von seiner Heimat  
zu trennen, bedeutet, ihn im Geiste zu töten.  
Wir haben dies Schicksal erlitten und erlebt.

# Ostpreußen, Pommern und Schlesier

## NRW-Landestreffen

am 7. Juli 2019 auf Schloss Burg



- 11:00 Uhr: Beginn
- 12:30 Uhr: Platzkonzert
- 13:30 Uhr: Andacht
- 14:00 Uhr: Kundgebung
- 15:00 Uhr: Kulturprogramm

Der Eintritt ist frei



Landsmannschaft Ostpreußen  
Landesgruppe Nordrhein-Westfalen e.V.  
59929 Brilon, Buchenring 21  
Telefon: 02964 1037  
E-Mail: Geschaefft@Ostpreussen-nrw.de



Landsmannschaft Schlesien  
Landesgruppe Nordrhein-Westfalen e.V.  
53639 Königswinter, Auf dem Rehsprung 5  
Telefon: 02244 871660, Fax: 02244 871661  
E-Mail: nrw@schlesien-lm.de



Pommersche Landsmannschaft  
Landesgruppe Nordrhein-Westfalen e.V.  
44795 Bochum, Neulingstr. 10  
Telefon: 0234 473645  
E-Mail: adalbert.raasch@arcor.de

42659 Solingen-Burg, Schlossplatz 1  
Anfahrt über A1, Ausfahrt Wermelskirchen

NRW

